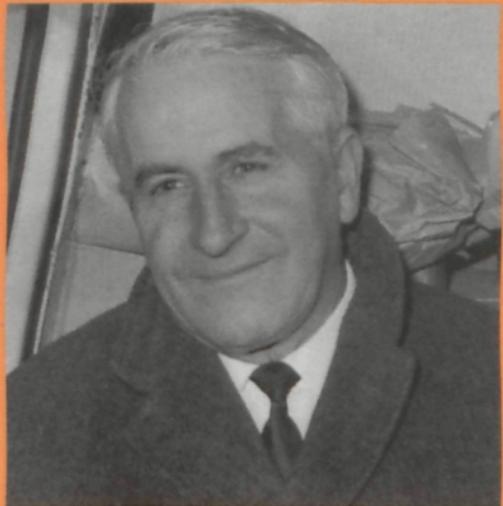


Erino Dapozzo

Hamburg

1944–45

**Glaubenserfahrungen
eines Deportierten**



Erino Dapozzo

Hamburg 1944 – 45

Glaubenserfahrungen eines Deportierten

Verlag «Mission ohne Grenzen»
CH-1164 Buchillon, Schweiz

Dapozzo, Erino:

Hamburg 1944 – 45, Glaubenserfahrungen eines Deportierten.

14. Auflage 2010

© Copyright: Verlag « Mission ohne Grenzen »
CH-1164 Buchillon, Schweiz.

Diese Sonderauflage ist zur kostenlosen Weitergabe bestimmt.
Das Büchlein kann gratis bezogen werden bei:

Mission ohne Grenzen
CH-1164 Buchillon
Schweiz

Vorwort

Zu Beginn des 2. Weltkrieges war Erino Dapozzo als Handwerker und Missionar in der Pariser Gegend tätig. Wegen seiner Sprachkenntnisse wurde er von der deutschen Kommandantur als Übersetzer von Denunziationsbriefen verpflichtet. Seinem Gewissen folgend ist er in Gottes Hand ein Werkzeug geworden zur Rettung Vieler, gerade auch von Juden, die er heimlich vor dem drohenden Unheil warnte – bis dass er selbst verraten wurde.

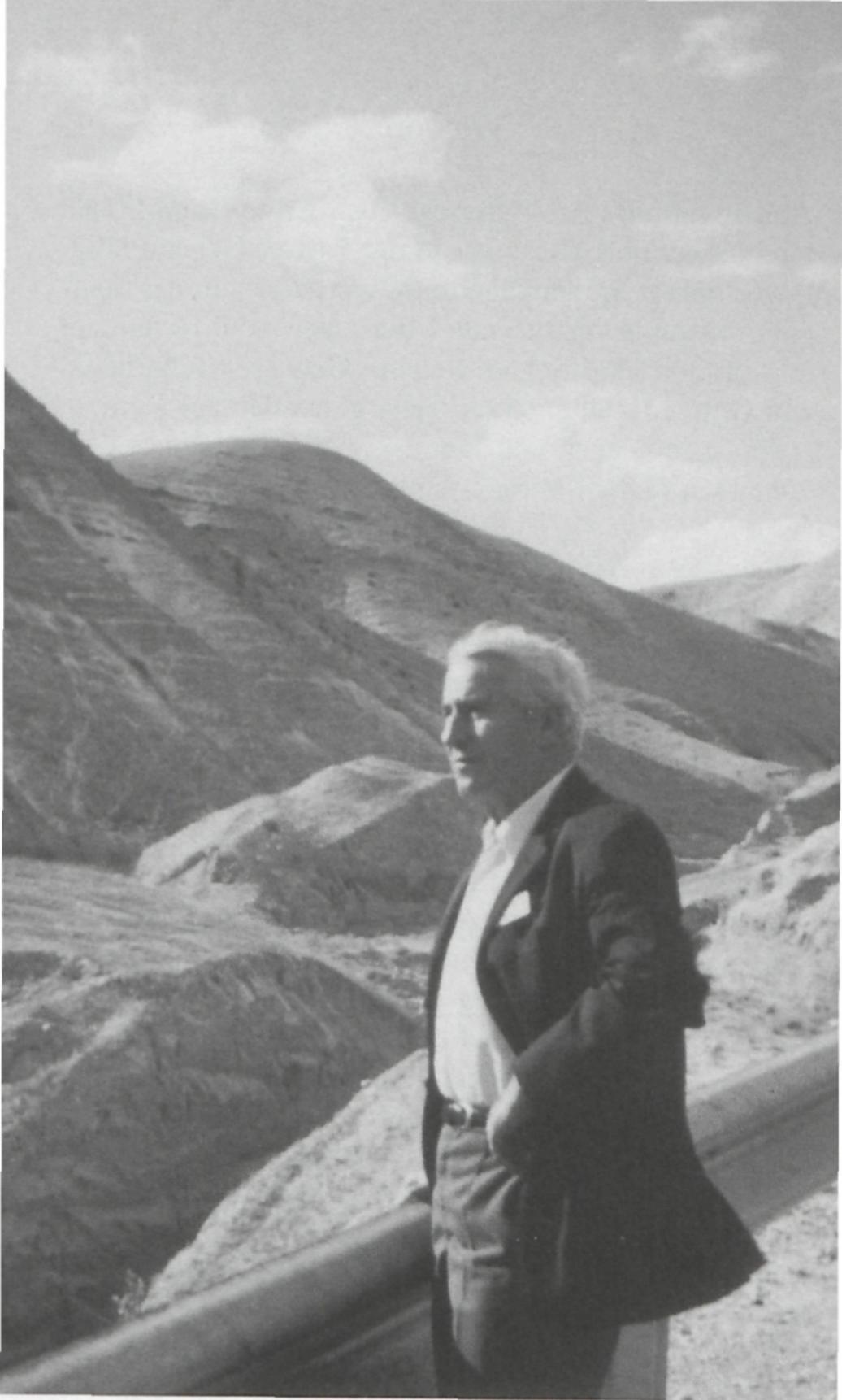
Über dieses Büchlein schrieb er:

«Mit schlichten Worten erzähle ich, wie Gott eingriff und mich aus der Hand derer rettete, die mich gefangen hielten; wie er bewirkte, dass die höchsten Beamten der deutschen Polizei zu meinen Gunsten handelten.

Was unmöglich schien, hat Gott ausgeführt. Nicht dass ich es verdient hätte, im Gegenteil. Es ist alles Gnade und nur Ihm, der über unserem Bitten und Verstehen steht, gebührt die Ehre.»

Nach den hier niedergeschriebenen Ereignissen hat Erino seine Aufgabe als Evangelist weitergeführt, wozu Gott ihn schon ganz jung gerufen hatte. Durch Gottes Gnade, mit der Hilfe und den Gebeten vieler Christen und der Mitarbeit seines Freundes und Nachfolgers Fredy Gilgen, hat sich die Missionsarbeit ausgeweitet. Nach 51 Jahren Tätigkeit im Dienst Gottes durfte Erino 1974 im 67. Lebensjahr in die Herrlichkeit eingehen.

Heute verbreitet die von ihm gegründete Mission das Evangelium vorwiegend mit biblischen Kalendern, weit über Europa hinaus, bis nach Madagaskar und Kuba.



Der Verfasser kurz vor seinem Hinschied

Hamburg, 3. April 1944

Seit heute morgen bin ich zum zweiten Mal deportiert in einem Lager in Deutschland, mitten unter meinen Kameraden. Ausgestreckt auf dem Strohlager, das wir nur den «Schnarcher» nennen, überfallen mich düstere Gedanken, denn schwarz liegt die Zukunft vor mir, zum Verzweifeln.

Frau und Kinder tauchen in meiner Erinnerung auf, gerade so blass, wie sie mir bei meiner Zwangsabreise im Pariser Ostbahnhof erschienen. Meine Frau, weinend, versucht trotzdem zu lächeln, um mir Mut zu machen und ihr weisses Taschentüchlein flattert am längsten von all denen, die dem traurigen Deportierten-Transport nachwinken. Werde ich die Meinigen wohl wiedersehen?

Dann folgt die trübselige Reise. In den schlechten Güterwagen zusammengepfercht, leiden wir viel während der dreitägigen Fahrt; unausstehlich ist das Schütteln infolge schlecht verbundener Schienen und schlecht geölter Achsen.

In der Nacht gibt's keinen Schlaf, weil wir frieren, und zwar aus eigener Schuld: Die Kameraden haben in ihren Verzweiflungsausbrüchen manche Fensterscheibe zerschlagen, wofür jedoch unsere mit Maschinenpistolen bewaffneten Wächter nur ein Lächeln übrig haben.

Gegen Mitternacht geht's über die deutsche Grenze. Dabei kommt's uns vor, wie wenn jetzt erst die Gefängnistüre sich hinter uns geschlossen hätte. Jeder empfindet die ganze Schwere dieses Augenblicks und mein

Nachbar bemerkt in seinem Pariser Französisch: «Jetzt sind wir drin und werden nicht so bald herauskommen.» – Ein Junger in der Nähe, kaum siebzehnjährig, weint leise und meint: «Wie ich mich fürchte vor diesem Deutschland»!

Nach flüchtiger militärischer Durchsuchung rattert unser Zug weiter durch dieses uns so viel Furcht einflössende Reich.

Schliesslich endet unsere Reise in *Hamburg* und hier, in dieser Stadt, beginnt meine Erzählung.

An diesem ersten Abend fliegen meine Gedanken zurück in meine erste Verbannungszeit. Ich sehe mich vor dem deutschen Militärgericht in der Avenue Foch in Paris, wohin mich irgend eine anonyme Anschuldigung gebracht hat.

Das summarische Urteil der meisten Geschworenen lautete auf Tod durch Erschiessen. Ich verdankte mein Leben der Einsprache des Präsidenten, eines Obersten, der aus Rücksicht auf meine vier Kinder darauf bestand, mich nach Deutschland zu deportieren. So erfüllte sich an mir das Psalmwort:

*« Wenn ich mitten in der Angst wandle,
so erquickst du mich,
und streckst deine Hand
wider den Zorn meiner Feinde,
und hilfst mir mit deiner Rechten. »* Psalm 138, 7

Dieser erste Zwangsaufenthalt in Deutschland samt seinen Folgen wird mir wieder lebhaft gegenwärtig. Ich sehe mich in den Minen von Saarbrücken-Völklingen, unterirdische Zwangsarbeit tun, oft müde zum Umsinken, Schläge, streitende, mitleidslose Lagerführer, der

sogenannte Lagerarzt mit seinem brutalen Gesicht, der uns mit Fusstritten behandelt, zum grossen Vergnügen seines Gehilfen...

Die Zukunft liegt vor mir wie ein grosses Fragezeichen. Werde ich eines Tages aus dieser verzweifelungsvollen Sackgasse herauskommen?

Plötzlich leuchtet vor mir wie ein schimmerndes Hoffnungszeichen das Wort aus Römer 8 auf:

« Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. »

Ja, es ist gerade so, wie es in meiner Bibel steht. Ich fühle mich neu gestärkt und im Frieden Gottes schlafe ich ein.

Ja, alle Dinge wirken zusammen zum Wohl derer, die Gott lieben. Ein solches Wort vermag den unter vielen Prüfungen schwankenden Christen umzuwandeln. Es führt sicher auf dem Weg der Selbstverleugnung und wird uns den Gottesfrieden bewahren, der alles Erkennen und Wünschen übersteigt. Es vermag in jeder Lage zu trösten und uns zum Sieg in Christus zu führen.

Ja, Herr, du hast uns erkauft, du hast uns gerecht gemacht und du stellst uns vor das Angesicht Gottes, heilig, ohne Flecken und untadelig. Welche unendliche Gnade und unbegreifliche Gabe Gottes. Und heute sagst du mir, Herr, dass alle Dinge mitwirken müssen zu meinem Besten. Ich danke dir für den Schmerzensweg in dieses Lager, fern von den Meinen. Das muss mitwirken zu meinem Besten. Du sagst es und ich glaube es mit der Kraft des Glaubens, die du mir geschenkt hast an jenem Apriltag 1923, dem gesegneten Tag meiner neuen Geburt.

Meine Zukunft? Sie ist gesichert, denn *Du* bist es, der mich führt, Schritt für Schritt. Im Leben und im Tod bleibst du mein Los und mein Teil immerdar!

Ich frage mich oft, wie meine Lagerkameraden ihr Schicksal tragen, sehe aber bald, dass sie mürbe werden. Ihnen fehlt eben der einzige Halt, der in allen Stürmen standhält. Ich erkenne, wie die Religion ein zerbrechliches Gebäude ist, nämlich die Religion ohne einen gekreuzigten und auferstandenen Christus. Wenn ein Mensch nicht zur Wiedergeburt gelangt ist, kann ihm seine Religion in grosser Trübsal keine Stütze sein.

Das ist meine Erfahrung unter den Lagerkameraden, Katholiken wie Protestanten, und in der Mehrzahl Atheisten.

Es gibt bei uns Menschen von recht verschiedener Herkunft. Man begegnet hier Existenzen vom Bankbeamten bis hinunter zum Schwachsinnigen, zum Taugenichts, zum Zuhälter und den Banditen der Hafenuartiere von Marseille. Ich liebe sie alle, weil sie leiden und insbesondere weil Jesus Christus für sie auf Golgatha gestorben ist. Jesus hat sie geliebt bis zum Tode am Kreuz.

Ich fühle mich getrieben, für sie zu beten und ihnen den Erlöser zu verkünden. «Herr, gib mir dazu die nötige Weisheit!»

Bei Cuxhaven

Aber heute ist nun in Hamburg unser Marschbefehl da. Wir sollen uns zur Abreise bereithalten, heisst es. In einer anderen Gegend sei eine dringliche Arbeit zu tun. Nach dem Appell werden wir in rasender Eile mit Lastwagen fortgebracht.

Nachdem wir erst der Autostrasse nach Bremen gefolgt sind, wenden wir nach Norden gegen Harburg und folgen der Elbe gegen die Nordsee zu.

Meine wenigen Kenntnisse in der deutschen Sprache genügen, um mich zum verantwortlichen Arbeitsleiter dieser Abteilung zu ernennen.

Bei Cuxhaven halten die Wagen und man führt uns zu einem grossen Schiff. Etwa 300 Meter entfernt befindet sich ein Depot von Backsteinen.

Die Deutschen erklären mir nun: «Ihr habt acht Tage Zeit, um 286'000 Backsteine zu laden. Wenn die Arbeit bis dahin nicht beendet ist, werdet ihr bestraft. Ihr bleibt ohne Aufsicht hier; sollte aber einer flüchten, dann hat seine Familie in Frankreich die Folgen zu tragen.» Der Befehl lässt weder Widerrede noch weitere Erklärungen zu. Vor der Abfahrt erhalten wir unsere Verpflegung für diese Zeit. Sobald wir allein sind, untersuchen wir den Proviantvorrat. Er erscheint uns recht mager: 30 Kilo Kartoffeln und acht Kilo Brot. Wir sind 26 Männer und müssen uns damit während den acht Tagen behelfen.

Die Kameraden sind niedergeschlagen, ihre abgezehrten Gesichter spiegeln Enttäuschung und Entrüstung wieder. Einige schimpfen, andere beginnen zu fluchen und im erregten Stimmengewirr, das sich nun erhebt, klingt besonders der lebhafteste Akzent von Marseille hervor.

Was tun? Ich überlasse sie erst ihrem Ärger, und wie dieser etwas nachlässt, versuche ich, ihrem Herzen näher zu kommen. Angesichts aller Mühsale und Ungerechtigkeit bin ich hierin machtlos, aber ich flehe zu Gott um seine Hilfe und sein Erbarmen.

«Meine Freunde», so beginne ich, «ich bin mir des Ernstes unserer Lage völlig bewusst. Gewiss ist sie nicht angenehm. Aber warum wollt ihr dafür Gott anklagen? Wir wollen ihn doch lieber um Hilfe bitten, denn nur er allein kann hier helfen.»

Niemand lacht, im Gegenteil; zu meinem grössten Erstaunen höre ich, wie mehrere mir lebhaft zustimmen. Hierauf rufe ich Gott an in einem kurzen Gebet.

Wie herrlich ist es doch, zum Weltenschöpfer kommen zu dürfen in diesem kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: «Abba, lieber Vater» und gewiss zu sein, dass in diesem Augenblick der Herr des Himmels und der Erde sich herablässt, um unsere Bitte zu erhören. Das erscheint mir so herrlich und wunderbar, dass mein Herz, während ich bete, erfüllt ist mit Dank und Anbetung.

Ja, Gott wird sich offenbaren und uns helfen, ganz gewiss!

Mehreren von den Kameraden gefällt mein Vorgehen nicht besonders; wie einige achtungsvoll ihre Mützen abnehmen, sehen sie das tadelnd als Schwäche an.

Es ist immer dasselbe: Der noch nicht durch die Gnade erneuerte Mensch schämt sich des Zeugnisses trotz aller Religiosität und frommer Gewohnheiten. Genau so war es bei mir vor meiner Wiedergeburt, dieser göttlichen Erneuerung, deren grosse Bedeutung die heutige Christenheit gar nicht erkennen will.

Doch zurück zu meiner Erzählung. Ich stelle meine Kameraden an ihre Arbeit und gebe meine Absicht kund, ins nächste Dorf zu gehen, um mehr Lebensmittel zu erlangen. Die kleinen Transportwagen werden in Bewegung gesetzt, die Männer in Gruppen eingeteilt und jetzt beginnt ein lebhaftes Hin und Her vom

Backsteinlager zum Schiff mit Hilfe zweier Gleise. Die armen Burschen sind vom Hunger geplagt und ich wage es nicht, ihnen die Lebensmittel anzuvertrauen. Sie würden alles in einem Tag verschlingen, während sie doch für eine gute Woche ausreichen sollten. Da wird mir bewusst: Wenn sich die böse Stimmung unter der Mannschaft nicht bessert, wird mit einer bedeutenden Verspätung in der Ausführung unserer Arbeit zu rechnen sein, was die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann.

Hierauf richte ich meine Schritte nach dem nächsten Dorf, Gott um gnädige Führung bittend auf dem schwierigen Weg. Ich denke an die wunderbare Verheissung im Psalm 23: «Der Herr ist mein Hirte...» und an die andere Perle von Psalm 34: «Welche auf ihn sehen, die werden erquickt.» Diese Verheissungen geben mir Mut und ich bin gewiss: Gott wird helfen, ohne auch nur zu ahnen, wie es möglich ist, für meine Kameraden etwas Essbares zu finden. Der böse Feind zeigt mir nur alle Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens. Ich weiss schon, dass es den Deutschen streng verboten ist, uns Nahrungsmittel zu verkaufen und übrigens habe ich auch keine Lebensmittelmarken. Ich erinnere mich aber, wie in Saarbrücken deutsche Zivilisten, gerührt von unserm Elend, uns insgeheim Stücke Brot zuwarfen. Es wäre ein Unrecht, sich das ganze deutsche Volk als herzlos vorzustellen. Man muss Unterschiede machen und dem Umstand Rechnung tragen, wie so viele Gotteskinder sich noch unter diesem Volk finden.

Auf der Landstrasse gelange ich ins Dorf mit sauberen Wohnhäusern beidseits des Weges. Ich erkundige mich nach dem Bürgermeisteramt; klopfenden Herzens

blicke ich durchs Schlüsselloch und trete dann ein. Ich verlange den Bürgermeister zu sprechen und ein grosser Mann, der eben ein Kassabuch kontrolliert, wendet sich mir zu. An meiner Kleidung den Fremdling erkennend, sagt er das eine Wort: «Und?» indem er seine Brille zurechtrückt. Er sieht nicht sehr freundlich aus. Ich schildere ihm kurz meine Lage und die meiner Kameraden, unseren Mangel an Lebensmitteln usw. Er überlegt einen Augenblick, schielt nach seinem Schreiber und fragt dann, schon weniger schroff: «Aus welchem Lande sind Sie?»

«Ich bin ursprünglich Italiener, aber nicht in Italien geboren. Frankreich hat mich aufgenommen, ich wohne in Paris.» Sobald er das hört, fragt er gleich: «Und welchem Truppenteil gehören Sie denn an?» Ich verstehe sofort seine ironische Anspielung, denn er wundert sich, weshalb ein Mensch in meinem Alter sich nicht freiwillig der Reichsarmee angeschlossen hat.

Deshalb lautet meine Antwort: «Ich gehöre zur grossen Friedensarmee und mein Führer ist Jesus Christus!»

«Das ist eine tapfere Antwort», meint er nach kurzem Nachdenken und fügt dann leise hinzu: «Kommen Sie mit mir!»

Er führt mich in einen Bauernhof, ruft einen Knecht herbei und beide stossen einen Karren heraus, beladen ihn mit vier Säcken voll Kartoffeln und spannen ein Pferd davor.

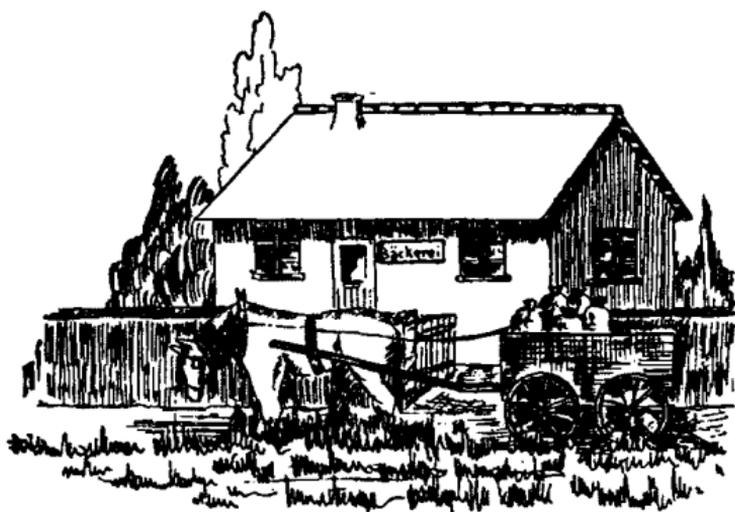
«Vorwärts!» ruft er mir zu, «und bringen Sie ja den Wagen zurück.»

Ich traue kaum meinen Augen. Da liegen 200 Kilo Kartoffeln. In diesem Augenblick fällt mir ein, wie oft einst ich und meine Kameraden die Kehrrichteimer untersuchten, welche die Hausfrauen an den Rand des

Gehsteiges stellten und mit welchem Eifer wir die Überreste heraussuchten und verschlangen.

200 Kilo Kartoffeln und zu einer Jahreszeit, da sie in den deutschen Städten schon spärlich werden. Welche Güte Gottes! Mein Herz ist voll Lob und Dank.

Wie ich mit dem Wagen durch das Dorf fahre, fällt mein Blick auf eine Tafel mit grossen Buchstaben: «Bäckerei». Wie oft hat dieses einfache Wort unsere Begierde wachgerufen. Welche Bedeutung liegt doch für hungernde Menschen in diesen acht Buchstaben!



Ich schreite auf die kleine Glastür zu, denn das Erlebnis mit dem Bürgermeister hat mir Mut gemacht. Doch in diesem Augenblick lässt mich eine Inschrift wie festgenagelt stillstehen: «Der deutsche Gruss ist: Heil Hitler!» Das ist nun der Gipfel! Schon will ich zurück, als ich bemerke, wie einige Personen im Innern des Ladens mich anstarren.

Die Tür aufstossend, trete ich ein und ein wunderbarer Geruch von frischem Brot erinnert mich an bessere Zeiten. Mit einem lauten «Guten Tag» stelle ich mich mitten in den schlecht beleuchteten Raum.

Der Bäcker, Kunden bedienend, schaut sich nach mir um und meint: «Können Sie denn nicht lesen was an der Türe steht?»

«Ich kann nicht so grüssen», sage ich nach kurzer Überlegung. «Ich sage: Heil Christus!» Er scheint sehr erstaunt.

«Was soll das heissen?» erwidert er, mir eine Zigarre anbietend; vielleicht will er mich damit zum Sprechen ermuntern. Ich aber lehne die Zigarre ab indem ich ihm sage, dass Christus mich auch von dieser Leidenschaft befreit hat. Damit ist die Gelegenheit geboten, ein Zeugnis für den Herrn abzulegen. Er und auch die andern im Laden hören gespannt zu. Gott gibt es mir ins Herz, wie ich diesen einfachen Menschen sagen kann, was Christus für mich getan hat. Ich verkündige ihnen, dass er mein Herz so umgewandelt habe, dass ich alle Menschen lieben könne.

«Aber Sie wollen mich doch nicht glauben machen, dass Sie mich, einen Deutschen, lieben können?» so lautet nun die Antwort des Bäckers.

«Und doch ist es so», sage ich ihm, «ich liebe auch Sie, weil Jesus Christus auch für Sie gestorben ist und Sie geliebt hat bis zum Tode am Kreuz.»

Der Mann scheint tief ergriffen und nach kurzer Überlegung meint er: «Und nun, was wünschen Sie?» Ich erkläre ihm kurz die Lage meiner Kameraden beim Schiff. «Kommen Sie mit!» sagt er.

Er zieht mich in den Hinterraum, nimmt einen leeren Sack, den er mir zum Halten gibt und schichtet Laibe hinein, nicht Schwarzbrot, sondern Weissbrot. Ich fühle, wie mein Herz klopft und zähle die in den Sack

fallenden Brote. Wann hört er auf? Doch er macht weiter, bis er voll ist.

«Das ist für Euch», sagt er lächelnd und zugleich hebt er schnell den Sack auf und trägt ihn vor das Haus, das Geld, das ich ihm geben will, bestimmt ablehnend.

«Besuchen Sie mich gelegentlich einmal», sagt er mit einem Händedruck, «wir reden dann weiter von diesen Dingen.»

Mein Herz ist so voller Freude, dass ich das alles kaum fassen kann. Aber unser Glück vergrößert sich noch, weil einige Schritte weiter nach einem ähnlichen Auftritt mir der Milchhändler des Dorfes 26 Liter Milch gibt und mir erklärt, ich könne jeden Morgen so viel abholen.

Man muss solche entsetzlichen Nöte erlebt haben, da der Hunger zur täglichen Geißel wird, um die ganze Bedeutung einer solchen Hilfe unter solchen Umständen ermessen zu können. Denn wir sind Deportierte und befinden uns in Deutschland.

Ich will meine Ankunft beim Schiff, die herbeieilenden Kameraden, ihre Freudenrufe und ihr Glück nicht näher beschreiben. Gewiss kann der Leser sich diesen Auftritt recht gut vorstellen.

«Du hast nicht den gleichen Gott wie wir», so sagen die einen.

«Nein, ich habe nicht denselben Gott wie ihr, nämlich nicht einen katholischen oder protestantischen Gott, sondern ich habe einen lebendigen Gott, der mich erhört und erlöst hat.»

Und damit war der Grund gelegt zu einem Verhältnis des Vertrauens unter uns. In guter Stimmung wird die Arbeit fortgeführt und in einer Rekordzeit beendet, so dass die angedrohten Strafen uns erspart bleiben.

Wir kehrten dann nach Hamburg zurück, von den dortigen Kameraden ungeduldig erwartet. Trübsal führt die Herzen zusammen und die beständige Furcht noch viel mehr. Wenn jeden Augenblick der Tod droht, sucht jeder, der Gott nicht kennt, in seinem Nächsten einen moralischen Halt, eine Stütze, die ihn allerdings niemals völlig zu trösten vermag, die aber doch die niederdrückende Angst und Sorge etwas mildern kann.



Damals erlitt Hamburg eine ganze Reihe von Bombardierungen. Wie tragisch, während der ersten ist diese schöne Stadt fast ganz vernichtet worden, nur ein kleiner Teil blieb stehen. Man steht erschüttert vor den gewaltigen Ruinenhaufen; der Anblick ist wirklich trostlos. Da und dort, hingelegt inmitten der Trümmer, entdeckt man Totenkränze, kleine Kreuze oder Blumensträuße. Das Herz krampft sich zusammen, wenn man bedenkt, wie diese Zeichen daran erinnern, dass teure Angehörige unter den Trümmern begraben und verschüttet liegen seit dem Schreckenstag, da während Stunden die Bomber ihre Lasten und Brandbomben

abwerfen. Hamburg liegt vor mir wie ein grosser Friedhof und es scheint, als ob dieser trostlose Anblick die Bewohner in eine Art von Fatalismus des Leidens versenkt habe.

Angst- und Schreckensszenen spielen sich besonders dann ab, wenn die Menge sich zitternd vor dem Eingang der Schutzräume zusammendrängt. Mit entsetzten Blicken schieben Frauen, Männer, Greise sich vor zum engen Tor, mit aller Kraft, ja mit Brutalität, wenn nötig. Sobald die Türen sich mit dumpfem Klang geschlossen haben, fühlt man sich als Gefangener. Das Licht erlischt, weil Bomben die Leitung unterbrochen haben. Seitdem die Bombardemente heftiger werden, haben die Deportierten das Recht verloren, sich in die der deutschen Bevölkerung reservierten Bunker zu retten. Oft macht die Polizei die Runde und jagt uns brutal ins Freie. Dann stehen wir draussen zwischen den fallenden Bomben und verbergen uns in den Ruinen, die wenig Schutz gewähren. Wie oft hat die Güte Gottes sich mir hier, mitten unter Bomben und Gefahren, offenbart, und wie oft kommen mir diese Verse in Psalm 91 in den Sinn, die sich buchstäblich erfüllen:

*« Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt
und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt,
der spricht zu dem Herrn:
Meine Zuversicht und meine Burg,
mein Gott, auf den ich hoffe. »*

Und weiter unten:

*« Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir,
dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen. »*

Der 18. Juni hat sich meinem Gedächtnis tief eingegraben: Die Bomber erscheinen gegen 10 Uhr vormittags. Ich und meine Kameraden sind mit Erdarbeiten für die Jahn-Halle beschäftigt. Kaum ertönt der Fliegeralarm, stürzen wir nach rechts und links davon mit der ganzen Kraft unserer Beine, so dass ich mich plötzlich allein vor einem Bunker in der Nähe des Hauptbahnhofs befinde. Dieser Schutzraum, in Turmhöhe, war 1939 bei Kriegsbeginn erstellt worden. Kaum bin ich eingedrungen, entdecke ich, dass er überfüllt ist, dass nur der oberste und gefährlichste Platz für mich übrig bleibt.

Der Angriff beginnt mit Bomben schwersten Kalibers, die etwa 400 Meter entfernt von uns niedergehen, aber mit solcher Wucht, dass unser Turm geschüttelt wird und wir in schwarze Nacht getaucht sind. Die Bombenabwürfe um uns steigern sich und in ihren höllischen Lärm mischt sich das Heulen der Luftschutzsirenen, so dass man sich kaum verstehen kann.

Eine ältere Frau neben mir fragt mich: «Haben Sie denn keine Angst, junger Mann?»

«Ja, es ist wirklich bedrückend», entgegne ich, «aber ich vertraue auf den allmächtigen Gott, der mich schützen und bewahren kann.»

«Haben Sie denn gebetet?» meint sie. Auf meine Bejahung drängt sie mich mit Tränen in den Augen: «Beten Sie weiter, ich beschwöre Sie!»

Kaum ist mein Gebet zu Ende, da fällt eine 250 kg Bombe am Fuss unseres Schutzraumes nieder und zersplittert mit ungeheurem Knall, so dass der Turm schwankt und wir durcheinander geworfen werden. Unsere Lage scheint hoffnungslos und ringsum ertönt entsetzliches Angstgeschrei. Jeden Augenblick droht

unser Turm zusammenzustürzen und uns alle zu begraben. Ich denke an Frau und Kinder und sage halblaut: «Du weisst doch, Herr, wie gern ich sie wiedersehen würde. Und dir, dem guten Hirten, ist es möglich, mich auch heute zu beschützen. Du bist der Gott, der Wunder tut, derselbe gestern, heute und in Ewigkeit!» Und plötzlich erinnere ich mich an das Lied von Philipp Bliss, das ich einst in der Sonntagsschule von Moutier in der Schweiz lernte. In diesem Augenblick erklingen all seine Verse in meinem Innern und ich wiederhole:

«Leuchtend strahlt des Vaters Gnade
aus dem obern Heimatland;
doch uns hat er anvertrauet
Rettungslichter an dem Strand.

Lasst die Küstenfeuer brennen,
lasst sie leuchten weit hinaus;
denn sie zeigen manchem Schiffer
sicherlich den Weg nach Haus.»

Nie zuvor hat dieses während Jahren völlig vergessene Lied mich so erquickt. In mein Herz kehrt tiefe Stille ein und ich versuche nun andere zu trösten. Noch zwei Stunden geht der Lärm weiter und unser Turm schwankt. Die Luft ist drückend, so dass man kaum Atem holen kann.

Endlich öffnen sich die Türen. Rings um uns steht alles in Flammen und wie ich heraustrete, stürzt vor mir der 52 Meter hohe Kirchturm zusammen.

Ich suche meine Kameraden auf, welche dieses Mal alle bewahrt wurden; aber einer von ihnen hat den Verstand verloren.

Die Ukrainer Bibel

Bei meiner zweiten Reise nach Deutschland konnte ich eine schöne und grosse Ukrainer Bibel und einige Testamente in verschiedenen Sprachen durch die Grenzkontrolle bringen. Dann hielt ich diese Bücher im Lager versteckt, auf eine Gelegenheit wartend, um sie an deportierte Russen und andere weiter zu geben.

Um diese Zeit überrascht uns eines Morgens eine Bombardierung bei der Arbeit und wir entweichen in einen Schutzraum an der grossen Allee; aber wegen Platzmangel treibt die Polizei uns Ausländer wieder hinaus. Und mit welcher Schnelligkeit das angesichts der aufgeregten Polizisten ausgeführt wird, das brauche ich kaum zu betonen. Da sich kein anderer Unterschlupf zeigt, retten wir uns in das Untergeschoss der Jahn-Halle. Technisch gesehen sind wir kaum geschützt, da über unsern Köpfen nur eine zwanzig Zentimeter dicke Decke aus Ziegelplatten liegt und die Keller voll Wasser sind.

Zwei lange Stunden harren wir aus unter den ärgsten Befürchtungen, aber Gott sei Dank fallen die Bomben in der Hafengegend. Mit uns flüchteten sich auch einige aus der Ukraine deportierte Mädchen. Eines von ihnen erregt durch sein trauriges Aussehen mein tiefstes Mitleid. Mittels Zeichen und vereinzelter deutscher Ausdrücke stelle ich ihr Alter fest.

«Zwölf Jahre», lautet die Antwort. Sie ist schlecht genährt, kümmerlich bekleidet und geht barfuss. Ich erfahre, wo ihr Lager sich befindet.

«Wartet auf mich diesen Abend», sage ich ihr und ihren Gefährtinnen, «ich werde etwas mitbringen.»

Am Abend schleiche ich aus dem Lager, ein Paar Schuhe mitnehmend, die ich aus Frankreich mitgebracht, sowie ein Paar Wollsocken und, unter meiner Weste versteckt, die schöne Ukrainer Bibel. Am verabredeten Orte angelangt, entdecke ich, dass diese Russen den Gehsteig der Strasse als Schlafraum benützen müssen. Leicht finde ich die Kleine und übergebe ihr die Sachen. Sofort umringen sie mich alle und nun ziehe ich die Bibel hervor und zeige sie ihnen.

Nie werde ich das Staunen dieser armen Menschen vergessen. Von allen Seiten laufen sie herbei und rufen laut: «Biblia! Biblia!» Ein Jüngling ruft mit Tränen in den Augen: «Schon seit Jahren warten wir auf die Bibel und haben darum gebetet und jetzt ist sie da.»

Achtungsvoll und bewegt öffnet er sie; dann steigt er auf einen Trümmerhaufen und beginnt laut zu lesen. Wie aufmerksam sie zuhören! Die Häupter entblössen sie. Zum ersten mal seit langer Zeit vernehmen sie Gottes Wort, für sie wie Himmelstau!

Tiefbewegt verlasse ich sie und habe sie nie wiedergesehen. Eine Strecke weiter beuge ich zwischen den Ruinen meine Knie und danke dem Herrn für diese neue Türe, die er seinem Wort geöffnet hat. «Ja, Heiland, wie danke ich dir für deine grosse Liebe. Du hast lauter Gedanken des Friedens und weisst, was ich brauche. Ich danke dir auch für diese Leiden, fern von den Meinigen. Öffne dieser Bibel einen Weg und offenbare dich diesen Herzen!»

Hoffnungen

Bald darauf berichtet mir meine Frau aus der Schweiz, dass es ihr gelungen sei, aus Paris fortzukommen und dass sie nun in Belp im Kanton Bern wohne. Wie freue ich mich über diese gute Botschaft!

Ja, die Schweiz! Ich muss daran denken, wie man auf jeder Seite diesen Namen mit Achtung ausspricht und mit dem geheimen Wunsch, dort Zuflucht zu finden. Von meinen Kameraden haben einige es versucht, auf der Flucht hinzugelangen. Von den meisten hörten wir nichts mehr. Nur wenige von ihnen wurden später in unser Lager zurückgebracht, doch in welch erbärmlichem Zustande! Die Haare kahl geschoren, in zerrissenen Kleidern und in einer körperlichen Verfassung, die einem ins Herz schnitt. Ihr bleiches Angesicht spiegelt die seelische Verzweiflung wider. Kaum sind sie noch zu erkennen. Nach ihrer Flucht sind sie mit der herzlosen Brutalität behandelt worden, über welche die Nazis gegen solche Gefangene verfügen, und überdies verschärft sich nun ihre Zwangsarbeit.

Ja, die Schweiz! Das ist ein Gesprächsgegenstand in den Lagern während der schlaflosen Nächte, den einen ein schönes Traumbild, andern eine quälende Sehnsucht. Wer davon spricht, der versteht darunter nur eine glückselige Insel des Lebens und der Freiheit.

Im Dunkel des Schlafraums träumt mancher von den Kameraden bisweilen von einer Mahlzeit auf Schweizerboden und schildert dann das Menü mit grosser Beredsamkeit mit seinem ausgesprochenen Marseiller Akzent. Alles wird vorgeführt: von der feinen Mayonnaise bis zum Kaffee, ohne den Schinken

zu vergessen. Und die Zuhörer auf dem Strohlager lauschen gern auf solche Träumereien.

«Und wisst ihr auch», erklärt einer dieser Träumer, um seinem Bild einen wirkungsvollen Abschluss zu geben, «wisst ihr, dass eine solche Mahlzeit in Genf mit einer guten, langen Zigarre abgeschlossen wird?» Nach dieser Zugabe tönt es nur so von beifälligen Rufen und Wünschen. Die Zigarre hat ein grösseres Echo erweckt unter diesen Unglücklichen als die Mayonnaise, und warum denn? Weil diese schreckliche Leidenschaft die Menschen unglücklich macht. Man muss rauchen, man ist ein Sklave und weiss es nicht. So lange man nur fünfzig Schritte zu gehen braucht, um beim nächsten Krämer seinen Tabak zu holen, merkt man das nicht. Wenn aber, wie bei uns, der Tabak völlig fehlt, dann nimmt man Zuflucht zu jedem Ersatz. Man liest auf der Strasse die Zigarettensammel zusammen, die jedoch bei den heutigen Einschränkungen im Tabakverbrauch recht kurz geworden sind. Mit diesen schmutzigen Resten, aufgelesen am Boden oder im Rinnstein, macht man wieder eine Zigarette, welche sechs oder zehn unserer Sklaven des Rauchens sich von Mund zu Mund gehen lassen, um in ein bis zwei Zügen die Rauchwolken einzuatmen. Dann aber muss jeder Teilnehmer seinen Geldbeutel ziehen und dem Giftlieferanten eine Summe von 50 Pfennig bis zu einer Mark entrichten.

Und wenn das vorbei ist, werden sie von neuem von ihrer Leidenschaft geplagt. Andere tauschen ihre geringe Nahrung gegen zwei Gramm Tabak ein, die auf dem Gehsteig aufgelesen wurden.

Eines Tages ruft mir einer dieser Marseiller, gequält von dem Verlangen nach Tabak, doch zu: «Ja, du hast recht, rauchen ist eine Leidenschaft, es ist auch eine

Sünde. Ach wie bin ich unglücklich!» So ruft er immer wieder, den Kopf zwischen seinen Händen. Nicht ein guter Christ hat das gesagt, sondern ein Bandit aus dem Hafenuartier von Marseille.

«Wie wunderbar ist es, einen Erlöser zu haben, der hernieder gekommen ist, um all unsere Ketten zu brechen, auch die des Tabaks!» so sage ich zu ihm.

«Oh, wie möchte ich glauben wie du», so erwidert er, «du bist völlig frei. Aber ich, der ich stark sein wollte, bin für meine Nächsten ein gemiedener Mensch und der Sklave einer Prise Tabak. Unsern katholischen Pfarrer daheim bekümmert unser Elend recht wenig; er wird gerade jetzt seine grosse Pfeife rauchen, gefüllt mit Tabak, den er auf dem schwarzen Markt in Marseille erstanden hat. Und so ein Sklave behauptet, uns den Weg zum Himmel zeigen zu können», so schliesst er seine Anklage und reckt die Faust empor.

Immer mehr wird jetzt die Lebensmittelversorgung eingeschränkt, obgleich wir in Hamburg besser dran sind als im Saargebiet, wo ich zuerst war. Trotzdem sind wir unterernährt und es fehlt die Kraft, um so zu arbeiten, wie es von uns erwartet wird. Deswegen bin ich schon mehrmals in das Polizeibüro gerufen worden, wo man mit allem möglichen droht. Doch an diesen «autoritären Wortschatz» habe ich mich inzwischen gewöhnt. Am meisten kommen darin Wörter vor wie: Gestapo, Polizei, Kontrolle, Produktion, Leistung, Verhaftung.

Ausserdem sind die meisten der aus dem Süden Frankreichs Deportierten völlig entkräftet, mehrere sind wahre menschliche Wracks. Wegen des beständig nagenden Hungers und der Unruhe der unaufhörlichen Bombardierungen schwinden unsere Kräfte mehr und

mehr. Unsere heisshungrigen Augen richten sich auf alles, was unseren knurrenden Magen besänftigen könnte. Die Mülleimer werden durchwühlt, die Rinnsteine abgesucht. Hie und da bilden ungekochte Kohlblätter unsere Nahrung, die wir kauen wie Kaninchen.

Plötzlich aber hören wir von der Landung der Alliierten in der Normandie und ihren Erfolgen, was alles uns das nahe Ende unserer Leiden ahnen lässt. O süsse Hoffnung! Die frohe Kunde springt von einem Lager ins andere über. Deutsche Zivilisten sind es, die uns im Verborgenen über das Weltgeschehen auf dem Laufenden halten. Ein deutscher Nazigegner erzählt mir manches, da er heimlich die englischen Radionachrichten hört.

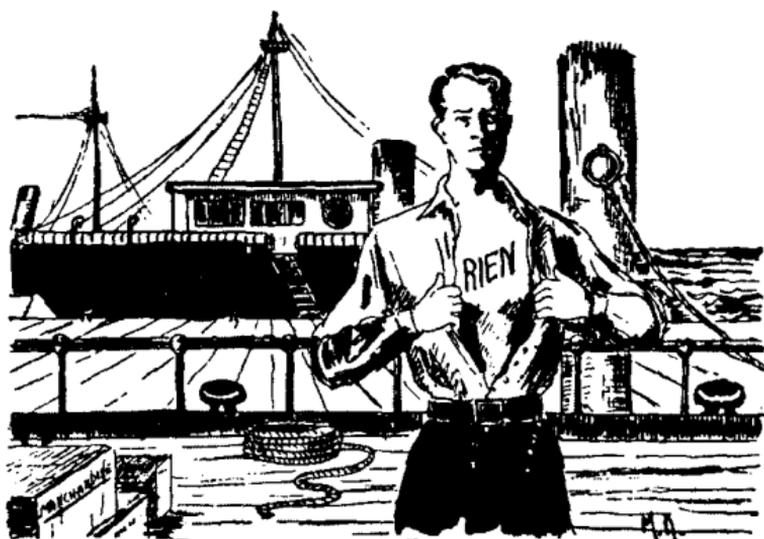
«RIEN»

Immerhin vergeht beinahe ein Jahr von der Landung der Alliierten bis sie Hamburg besetzen und während dieser Zeit sind wir von der übrigen Welt getrennt, ohne jede Kunde aus Frankreich.

Zu gewissen Zeiten setzt man uns für Arbeiten im Hafen ein. In dieser militärisch wichtigen Gegend und besonders in den benachbarten Unterseeboot-Werften sind wir ständig in Lebensgefahr und jedesmal, wenn wir dort arbeiten müssen, tun wir es nur ungern und mit dunklen Vorahnungen. Aber es bleibt uns nichts als zu gehorchen.

Wegen all der neuen Ereignisse beobachtet uns die Polizei schärfer und hat unsertwegen strenge Befehle erhalten.

Eines Morgens sind wir daran, aus einem grossen Schiff Waren auszuladen. Bevor wir beginnen, sage ich zu meinen Schicksalsgenossen: «Kameraden, wir sind hier in grosser Gefahr und wollen daher Gott um gnädigen Schutz bitten, dass er uns vor einer Bombardierung bewahre. Da hier keine Möglichkeit besteht, in einen Schutzraum zu fliehen, würden die Bomben uns alle töten.»



Da tritt ein junger Mann zu mir mit einem bösen Lächeln: «Wer spricht von Gott?» so fragt er, «es gibt doch keinen Gott.» Und sein Hemd ein wenig öffnend, ruft er mir zu: «Sieh hier!» und zeigt auf das eine Wort, das auf seine Brust tätowiert ist.

Ich lese: «RIEN» (Nichts).

Einige Augenblicke stehe ich da, aber da gibt mir Gott die nötige Weisheit, um ihm die richtige Antwort zu erteilen.

«Du lügst», sage ich mit einem scharfen Blick auf ihn, «in diesem Herzen, auf das du zeigst und worin du

nichts vermutest, wohnt einmal die Liebe deiner Mutter, dann die Furcht vor dem Tode und drittens die Erkenntnis von Gut und Böse. Diese drei Dinge sind in deinem Herzen, ob du willst oder nicht.»

«Das ist nicht wahr», meint er, «denn ich fürchte weder Gott noch den Tod.»

«Du bist erst vor kurzem zu uns nach Hamburg gekommen und wir werden bald genug Gelegenheit erhalten, zu erkennen, ob du wirklich den Tod nicht fürchtest.»

An diesem Tag fallen keine Bomben. Am folgenden Morgen setzen wir unsere Arbeit fort. Kaum ist sie im Gang, da fällt unser Freund «Rien» ins Wasser. Ich sehe von oben herab, wie er sich schreiend wehrt. Er kann nicht schwimmen. Ich springe hinunter und es gelingt mit viel Mühe, ihn ans Ufer zu bringen. Um sich schlagend hat er mir das Gesicht blutig gekratzt, aber nun steht er, Gott sei Dank, lebend neben mir.

«Nun hattest du doch Angst vor dem Tod», sage ich zu ihm. «Ja», antwortet er wütend, «aber du, was hast denn du in deinem Herzen?» - «Jesus Christus!»

«Was ist denn das?» fragt er jetzt. - «Komm mit mir ins Lager; dort lesen wir in kleinen Versammlungen die Bibel.»

Und er kommt eines Abends und bekehrt sich zu Gott. So musste dieser junge Mensch in unser Lager versetzt werden, um auf sein Gewissen zu hören und um seinem Gott begegnen zu können.

Auch ich begreife von diesem Augenblick an viel besser, warum ich nach Deutschland gebracht wurde. In unsern Lagern wenden sich viele ihrem Schöpfer zu und bringen ihm ihre Sorgen und ihre Sünden dar.

O ihr Menschen, denen solche Leiden erspart blieben in einem Land, das vom Krieg verschont blieb - habt ihr dem Herrn gedankt für solche Gnade, für solch göttlichen Schutz? Wendet ihr euch dem Kreuze zu, voll Demut und Reue? Wenn nicht, dann bedenkt wohl, dass dann einst jene, die sich in jenen Lagern unter Qual und Leiden zu Gott wandten und sich bekehrten, sich als Ankläger gegen euch erheben werden mit der Königin von Saba und an jenem Tage wird weder eure falsche Frömmigkeit, noch eure Religiosität etwas helfen. - *«Weisst du nicht, dass dich Gottes Güte zur Busse leitet?»* Römer 2, 4.

Warten!

Welch ein Warten ist das! Man wartet am Tag, man wartet die ganze Nacht; in jedem Augenblick wird gewartet. Wie wird das alles enden? Werden die Deutschen in ihrem hoffnungslosen Rückzug uns nicht vor ihre Front stellen, um Laufgräben zu errichten? Das alles ist möglich. Bereits haben französische Kriegsgefangene in der Gegend von Köln dasselbe tun müssen.

Eines Tages wird uns als Suppe nur gekochtes Wasser aufgestellt und die Mehrzahl der Kameraden weigert sich, sie zu essen, sowie die Arbeit fortzusetzen. Sofort ist die Polizei auf dem Platz. Man treibt uns zusammen und wir erwarten das Schlimmste; denn diese «Herren» der Arbeitsfront stellen sich vor uns in Uniform mit ihren brutalen Gesichtern. Vor dem Bauplatz bemerke ich Armeewagen, deren Mannschaft, bewaffnet mit Maschinengewehren, auf den Befehl wartet, uns wegzuführen. Wohin? Ins Ungewisse.

Indessen, dank einer einflussreichen Hamburger Persönlichkeit namens Bartholomay, die uns geschickt zu verteidigen weiss, wird das uns drohende Schicksal noch einmal abgewendet.

Überdies hat dieselbe Persönlichkeit, die uns in der Folge noch manches Mal zu Hilfe kommt, angeboten, die ganze Verantwortung für unsere Arbeit und die Leitung des Lagers auf sich zu nehmen.

Die ganze Stadt ist in grosser Aufregung. Man errichtet Barrikaden, ohne zu wissen, ob sie für einen Angriff von Osten oder von Westen bestimmt sind. Unsere Aufgabe besteht darin, Gräben gegen Tanks zu ziehen. Wir arbeiten unter erbärmlichen Voraussetzungen – und doch, die sind noch mehr zu beklagen, diese russischen Frauen und Mädchen an der gleichen Arbeit. Tag für Tag bei jedem Wetter müssen sie mit Schaufel und Pickel hantieren. Wir sehen, wie viele von ihnen ihre Beine statt in Strümpfe, in alte Zeitungen hüllen und mit Draht zusammenbinden.

Eine Offenbarung, eine Verheissung!

Der Wunsch, die Meinigen wiederzusehen, wird immer stärker und dringlicher. Das Heimweh nach den Geliebten wird für alle zu einer täglichen Plage. Oft schreit einer der Kameraden: «Ach, meine Lieben wiedersehen, nur für eine Minute sie sehen können und von ferne!»

Ein anderer schreibt jeden Abend einen zärtlichen Brief an seine Gattin, gibt gute Ratschläge wegen den Kindern und nachdem er ihn geschlossen und unterzeichnet hat, zerreisst er ihn wieder und blickt mich an

mit Tränen in den Augen, indem er sagt: «Ach, wie ich darunter leide, dass ich meiner Familie auch gar nichts mitteilen kann!» Und Abend für Abend beginnt er von neuem seinen Brief. Er ist fünfzig Jahre alt und sagt oft zu mir: «Siehst du, lieber Kamerad, ich liebe meine Frau noch genau so, wie am ersten Tag meiner Ehe.» Ich achte diesen guten Freund sehr, nur schon um seiner Leiden und seiner Liebe willen. Wenn ich an den Unfrieden denke, der in so vielen Familien herrscht, dann sage ich mir, wie viele Christen an ihm ein Beispiel nehmen könnten.

Ich höre nicht auf, meine eigne Not dem Herrn anheim zu stellen, wie ja geschrieben steht: *«Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorgt für euch!»*

Während einer schlaflosen Nacht, als ich den Herrn anflehe, mir zu helfen, die Meinigen wieder zu finden, kommt plötzlich eine wunderbare Ruhe und tröstliche Gewissheit in mein Herz. Die Kraft dieser Offenbarung ist so stark, dass ich im festen Glauben bestätigen kann: «Ja, ich werde sie wiedersehen, ich reise in die Schweiz und – so Gott will – recht bald!»

Und so komme ich zum eigentlichen Grund dieses Büchleins, dem Zeugnis davon, wie Gott mich auf so wunderbare Art und Weise seine Hilfe und Treue erfahren liess.

Am nächsten Morgen teile ich, durch diese Gewissheit bestärkt, den Kameraden meine Absicht mit, ein Gesuch für eine Reise in die Schweiz einzureichen. Die Mehrzahl nimmt das nicht ernst und macht sich lustig darüber. Da nehme ich eine Kreide und schreibe das Wort an den Schrank:

*«Alles was ihr in meinem Namen bittet,
das soll euch werden!»*

Jesus.

«Und das glaubst du wirklich?» so rufen sie höhnisch.

«Gewiss, denn Gott wird mir einen Weg öffnen, um dieses Land zu verlassen und zu den Meinigen zu gelangen. Die Despoten hier sind allerdings sehr mächtig, aber Gott, der Allmächtige, bricht alle ihre Ketten und nichts kann sich seinem Willen entgegenstellen.»

Am gleichen Tage verfasse ich eine Bittschrift, mit den zuständigen Behörden unterhandeln zu dürfen wegen Ausstellung eines Visums. Im Büro erkennen mich die Angestellten, sie winken mir, näher zu kommen und fragen, was ich wünsche.

Ich antworte einfach: «Ich möchte ein Gesuch einreichen, um meine Familie in der Schweiz zu besuchen.»

Die Reaktion ist anders als erwartet. Die Angestellten sehen sich an und brechen in ein schallendes Gelächter aus. Alsdann meint einer: «Sie haben wohl den Verstand verloren? Oder gibt Ihnen vielleicht Ihr Gott ein deutsches Visum?»

«Jawohl!» sage ich mit Überzeugung. Dann folgt eine Besprechung, von der ich kein Wort verstehe. Ich bleibe hinter dem Schalter stehen und weiss nicht, ob ich gehen solle, ob sie mich gar noch beschimpfen werden.

Endlich bemerkt mich einer. «Was machen wir mit ihm?» fragt er. – «Er muss eben die Formulare ausfüllen», wird ihm entgegnet, «aber aus alledem wird sowieso nichts werden. Es ist lächerlich.»

«Sagen wir unmöglich», bemerkt ein anderer. «Jeder von uns übrigens würde gern in die Schweiz reisen, allein jeder weiss auch, dass nur die Dienststellen des Reichsführers SS. ermächtigt sind, ein Visum nach einem neutralen Land auszustellen. Es ist klar, dass

schon wegen des Vorwurfs der Spionage sich niemand nach der Schweiz wagen wird, er wäre denn vom Reichsführer SS. Himmler selbst dazu ermächtigt. Wir stehen im Krieg und mehr als je ist es heute unsere Pflicht, scharf aufzupassen.»

Beim Namen «Himmler» ist es, als ob all mein Selbstvertrauen mich verlasse. Der Beamte übergibt mir die Formulare, die ich fünffach auszufüllen habe und ihm zurückgebe. Er hebt den Kopf und meint nach kurzer Prüfung: «Wir werden das an die zuständigen Berliner Behörden befördern und dann erfahren, ob Gott lebt oder ob er tot ist. Sie erhalten dann Nachricht von uns.»

Die Treppe hinuntersteigend verfolgt mich der Name «Himmler». Und dann beginnt eine andere Befürchtung meinen Glauben zu untergraben: Diese Beamten werden mein Gesuch gar nicht nach Berlin befördern, es wird im Papierkorb enden.

Habe ich mich doch geirrt? Ich treffe einen Zeitungsverkäufer und was sehe ich? Ja, das ist er, der Reichsführer Himmler mit seinem unsympathischen Gesicht, so wie er photographiert wurde anlässlich der Verurteilung junger SS. Und dieser Mensch entscheidet über mein Schicksal? Er ist in Uniform mit der bekannten deutschen Offiziersmütze, die ich nur zu gut kenne.

Ich versuche, ihn mir vorzustellen in seinem Büro, mein Gesuch in der Hand. Wird er es unterzeichnen?

Glücklicherweise fällt mir der Bibelvers ein:

«Bei Gott ist kein Ding unmöglich!»

Wie gross ist diese Verheissung und welch gewaltige und herrliche Aussicht eröffnet sie.

*«Du Herr bist meine Zuversicht,
ein starker Turm vor meinen Feinden!»* Psalm 61, 4

Nein, mein Schicksal hängt nicht von Himmler ab, sondern vom allmächtigen Gott.

*

Am Abend treffe ich meine Kameraden im Lager. Jeder ist auf den Erfolg gespannt. «Hast du dein Visum» so fragen die einen. «Mein Gesuch geht nach Berlin», sage ich ihnen.

«Und bist du sicher?» tönt es mir entgegen.

«Alles was ich sagen kann, ist nur das, dass Gott sich damit befasst», und indem ich das sage, mache ich am Schrank einen Bleistiftstrich.

«Und willst du jeden Tag einen Strich machen?» fragen sie lächelnd. Nach meiner bejahenden Antwort schütteln sie die Köpfe.

«Wenn nur die Wand lang genug ist», meint einer. «Du musst deine Striche kleiner machen, dann hast du mehr Platz», ruft ein anderer. Der Fliegeralarm macht diesen Spötteleien ein Ende und wir eilen dem nächsten Schutzraum zu. Beim Betreten des Bunkers denke ich darüber nach und sage mir: «Es wird schon einen Monat dauern, bis Antwort von Berlin da ist.»

Das Lagerleben geht weiter. Die unsertwegen getroffenen Polizeimassnahmen zeigen die allgemeine Nervosität, hervorgerufen durch die im Osten und Westen sich überstürzenden Ereignisse. Wir sind dazu bestimmt, die Opfer der beständigen Luftangriffe zu begraben. In Ohlsdorf, dem Hamburger Friedhof, werden grosse Gruben aufgeworfen. Ja, es ist wirklich

eine schreckliche Arbeit. Da ist keine Rede von einem feierlichen Begräbnis mit Sarg, Trauergeleite, Blumen, Kränzen, Trostworten, Gebeten, Trauergesängen oder Musik.

Hier wird alles rasch erledigt. Die zerrissenen Leiber und herumliegenden Glieder werden der Reihe nach in die Grube gelegt und mit Erde zugedeckt. Übrigens woher wollte man auch das viele Holz nehmen, um Särge zu machen?

Hamburg ist so entblösst von allen Verteidigungsmitteln, dass sich augenscheinlich die Stadt im Falle eines Angriffs kaum lange halten könnte.

Bald teilt man uns mit, dass wir Samstag nachmittags und am Sonntag im Lager bleiben und nicht zur Arbeit antreten müssen. Den Grund verschweigt man; aber er liegt wohl darin, dass die Vorräte an allem Notwendigen erschöpft sind und dass auch deshalb keine Transporte eintreffen, weil alle Verbindungswege täglich bombardiert und beschossen werden.

Nun ist ein Monat vorbei seit meinem Gesuch um ein Visum. Auf dem Schrank reihen sich dreissig Striche neben dem Bibelspruch und immer ist die Antwort noch nicht da. Am Abend erinnern mich die Kameraden daran.

«Hast du deinen Strich gemacht?» so fragen sie.

Ich werde wohl drei Monate warten müssen, bis die ersehnte Antwort eintrifft. Der Winter ist da und der Schnee bedeckt die Ruinen wie mit einem Leichentuch. Dieser Anblick ist so trostlos, dass sich mehr als je der Wunsch regt, diese ungastlichen Stätten zu verlassen.

Eines Abends herrscht grosse Bestürzung im Lager. Ein Kamerad hat eine Zeitung gebracht. Auf der ersten Seite liest man in grossen Buchstaben die breite Über-

schrift: «Rundstedts gewaltige Offensive in den Arden-
nen. Der Feind zieht sich kämpfend zurück und lässt
Mengen von Kriegsmaterial in unsern Händen. Der
Vormarsch hält an!»

Der Lagerführer, ein älterer Offizier der Marine, ist
voll freudiger Erwartung. Während der letzten Zeit der
Niederlagen ist er still geworden. Aber jetzt scheint er
zwanzig Jahre jünger zu sein und erklärt mit stolzer
Miene, die Deutschen seien im Norden so weit vorge-
rückt, dass ihre Front 60 Kilometer vor Paris stehe.
Niedergeschlagen sehen wir uns an.

«Das ist Compiègne»¹, sagt einer von uns. Auf allen
Gesichtern liest man grosse Enttäuschung.

«Da werden wir wohl nie aus diesem Gefängnis
herauskommen», ruft einer verzweifelt und wirft sich
auf den Boden, gepackt von einer Nervenkrise.

Dieser kurze Erfolg hat immerhin genügt, um die
Kräfte der Nazis neu zu beleben. Man begegnet wieder
vielen jungen Leuten mit Hakenkreuzen auf den
Strassen.

Glaubenskämpfe

Eines Morgens erhalte ich die Aufforderung, mich
bei der Fremdenkontrolle zu melden. Es handelt sich
um mein Visum. Dies erschüttert mich ein wenig...
warte ich doch schon seit drei Monaten darauf. Wieder-
um befinde ich mich vor dem gleichen Schalter mit den
gleichen Beamten. Bei meinem Eintreten erkennen sie
mich sogleich und lächeln. Was mich betrifft, bin ich
überzeugt, dass mein Visum nun endlich angekommen

1 Stadt nördlich von Paris

ist. Natürlich wird es noch einige Formalitäten zu erledigen geben. Aber was tut's zur Sache. Ich werde dieser Tage nach Belp verreisen und an Weihnachten bei meinen Lieben daheim sein.

Man lässt mich absichtlich längere Zeit warten, bevor man mir die seinerzeit ausgefüllten Formulare aushändigt. «Ihr Gesuch ist abgewiesen», sagt der Beamte. Dann, mich aufmerksam betrachtend, fügt er noch hinzu: «Gott ist gestorben!»

Ich bin so bestürzt, dass es mir nicht möglich ist, auch nur die geringste Antwort zu geben. Doch nachdem ich mich erholt habe, darf ich ihm mit Überzeugung sagen: «Nein, mein Herr, Jesus Christus ist Sieger und lebt!»

Meiner Bitte, ein neues Gesuch stellen zu dürfen, wird entsprochen. Wiederum fülle ich die Formulare aus. Der Beamte verweigert jedoch die Entgegennahme. «Wir wissen nicht, wo wir sie hinleiten sollten», erklärt er mir. «Ihr Gesuch ist abgelehnt worden, vergessen Sie das nicht. Aber wissen Sie was? ... Sie können ja Ihre Formulare Ihrem Gott schicken.»

«Jawohl!» sage ich und verlasse den Raum.

Ich weiss wirklich nicht mehr, was ich noch weiter unternehmen soll. Die Formulare sind in meiner Tasche. Das allein genügt aber nicht. Vorwürfe und Ratschläge erwarten mich am Abend seitens der Kameraden. «Wir hatten es Dir doch gesagt! Es ist nicht der Mühe wert, weiterhin Striche zu machen.» Ich betrachte meinen Bibelvers und die so lange Reihe von senkrechten Strichen. Nein, ich kann dieses Bibelwort nicht auslöschen, es bleibt stehen. Ich will glauben, wo nichts zu hoffen ist. Ich nehme meinen Bleistift zur Hand und setze einen weiteren Strich hinzu.

«Du bist verrückt», werfen mir die Kameraden vor.
«Überlege doch einmal und werde vernünftig!»

Ein Kamerad, der später bei einem Bombardement getötet wurde, sucht mich zu überzeugen: «Glaube mir, ich bin fünfzig Jahre alt, ich habe Erfahrung. In dieser deiner Angelegenheit gibt es keine Hoffnung mehr. Schlage dir diese fixe Idee aus dem Kopf, sie verursacht dir doch nur Pein.»

Die Tage vergehen. Ein Strich reiht sich an den andern. Die Versuchung ist gross. Hat mich Gott verlassen? Bin ich noch sein Kind, oder ist das nur so ein Gefühl oder eine Einbildung? Bin ich denn wirklich wiedergeboren? Habe ich mich genügend gedemütigt?

Einen anderen Tag werde ich auf andere Art angefochten. Gott hat mich verlassen. Er hat recht, ich verdiene nicht sein Kind zu sein. Wenn dieses und jenes nicht passiert wäre, hätte ich erhört werden können. Während einigen Tagen bin ich so unglücklich, dass ich beginne, die Toten zu beneiden. Trotzdem mache ich jeden Abend einen Strich an die Wand.

Die Erinnerung an eine Begebenheit in der «Pilgerreise» von Bunyan lässt mich meine geistige Festigkeit wiederfinden. Die beiden Gefährten «Christ» und «Hoffnungsvoll» schmachten in der Zweifelsburg. Der Schlüssel Verheissung erlöst sie von dieser Qual. Durch Gottes Gnade darf auch ich, der ich in ähnlicher Situation bin, wieder beruhigt ausrufen: «Ja Herr: Eine jegliche Übertretung und jeder Ungehorsam hat seinen rechten Lohn empfangen! Ja, Jesus ist Sieger und lebt! Halleluja!»

«Gelobt seist Du, Herr, für Deine unendliche Liebe und Treue!»

Weihnachten!

Die weihnachtlichen Erinnerungen an die Kindheit erwecken gerade jetzt neues Heimweh und Leiden.

Im grossen Lagerschlafsaal singen einige Kameraden: «Le Noël de chez nous. Noël de la France...» (Weihnachten bei uns, Weihnachten in Frankreich). Kein Feuer erwärmt uns in diesem kalten Dezember. Das Heizmaterial ist rar geworden und es ist verboten, ein offenes Feuer anzuzünden. Die Mehrzahl meiner Leidensgenossen liegt auf dem Stroh und gibt sich Träumereien hin. Die Gedanken eines jeden weilen bei den so weit entfernten Angehörigen. Seit sechs Monaten ist keine Nachricht mehr zu uns durchgedrungen. Die Front trennt uns, so dass uns nichts mehr von Frankreich her erreichen kann.

Ich schleiche mich aus dem Lager und durch die Ruinen lenke ich meine Schritte in Richtung gegen Eppendorf. Meines Wissens befindet sich am Abendrotweg die kleine Kapelle mit dem Namen «Bethanien». Wie ich dort ankomme, hat die Feier gerade begonnen. Die Kapelle ist gefüllt. Augenblicklich werde ich von einer grossen Weihnachtsfreude erfasst. Die strahlenden Lichter erwecken die ernste und zugleich feierliche Stimmung, die so herrlich das Fest unseres Erlösers kennzeichnet. Während die Kinder mit ihren zarten Stimmen «Stille Nacht, heilige Nacht» singen, kann ich kaum die Tränen zurückhalten.

Ich bemerke wie viele in dieser Versammlung in Trauer sind. Mit grosser Freudigkeit und aufrichtigem Glauben verkündigt der Prediger, ein wahrer Apostel,

die Weihnachtsbotschaft. Ich bin ergriffen von diesen Worten der Liebe. Er ist Deutscher, so wie alle, die mich umgeben. Aber sie sind Brüder in Christus. Ich weiss, dass sie nicht die Ursache sind dieses fürchterlichen Krieges, welcher die Völker trennt. Im Gegenteil, sie leiden gleich wie wir unter diesen Zuständen.

«Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!»

Unter allen diesen versammelten Gotteskindern bemerkt man keine sozialen Unterschiede. Die Mehrzahl nennt kein Heim mehr ihr eigen. Andere haben alles verloren während den Bombardierungen. Wie ich bemerke, bilden sie alle eine geistliche Familie und Christus vereinigt sie.

Die Feier nimmt ihren Fortgang mit Singen von wunderbaren Liedern und einer Wortverkündigung, welche sicher von den Nazibehörden nicht genehmigt worden wäre. Ich bin erstaunt über so viel Mut.

«Geschwister», fährt der Prediger in seiner Botschaft fort, «demütigen wir uns für die Fehler unserer Führer. Gott möge unserem Volk Gnade schenken, dass es Busse tun kann und mit seinen Sünden und seinem Elend zu Jesus Christus kommt.» Nach einem letzten gemeinsamen Gesang endet das Fest. Der Evangelist schreitet zur Türe, um jeden zu grüssen. Er ist recht erstaunt, als ich mit meiner französischen Armeejacke vorübergehe. Er drückt mir die Hand und fragt mich: «Sind Sie ein Gotteskind, ein Erlöster?»

Auf meine bejahende Antwort drückt er mir nochmals kräftig die Hand. «Für uns Christen gibt es keine Grenzen, wir sind eins in Ihm, nicht wahr?» lauten seine Worte.

Ich spüre, dass uns der Geist Gottes in diesem Augenblick verbindet und antworte ihm: «Ja, wir sind Brüder!»

Andere Leute umgeben uns. Sie wollen wissen, wer ich sei und woher ich komme und möchten die Fotografie meiner Frau und meiner Kinder sehen.

Die Oberin des nahen Spitals lädt mich auf den nächsten Sonntag zum Mittagessen mit den Schwestern ein. Endlich habe ich Gemeinschaft gefunden!

Abendmahl

Am nächsten Sonntag bin ich in der Kapelle. Sie ist wieder bis in die letzten Winkel gefüllt. Ich lasse mich zuhinterst, nahe der Ausgangstüre nieder.

Nach einer lebendigen Botschaft zur Ehre unseres Herrn und Heilandes beginnt die Versammlung das Abendmahl vorzubereiten. Seit Jahren habe ich nicht mehr daran teilgenommen.

Wie ergreifend ist diese heilige Feier! Die bekehrten und wiedergeborenen Glieder der Versammlung nähern sich in Gruppen dem Podium, wo die dienenden Brüder Bibelverse sprechen. Die Gläubigen erhalten auf den Knien das Brot und den Wein aus den Händen dieser Brüder. Alles geht in Ordnung vor sich; der Geist Gottes ist am Werk und ich spüre deutlich den Segen, der mir durch diese Feier zuteil wird.

Ich kann mich nicht entschliessen, nach vorne zu gehen. Ich weiss, dass die Gesetze der Nazis mir als Deportiertem jegliche Teilnahme an weltlichen oder religiösen Zusammenkünften verbieten. Die letzten Gläu-

bigen erhalten auf den Knien den Segen, während die Stimme des Predigers durch den Saal ertönt: «Wir haben einen lieben Bruder in Christo aus Paris unter uns. Es würde uns sehr freuen, wenn auch er am Abendmahl teilnähme.» Gleichzeitig winkt er mir, nach vorne zu kommen. Ich nähere mich und knie neben den letzten Gläubigen nieder. Dieser Augenblick ist unvergesslich. Während wir uns erheben, drücken mir ein Feldweibel der Wehrmacht und ein invalider Offizier, die ebenfalls neben mir niederknien, ergriffen die Hand.

Am Nachmittag werde ich von den Diakonissen empfangen. Im grossen Speisesaal sind etwa 150 Schwestern versammelt. Dieses Spital ist eines der wenigen Gebäude, welches die Bombardierungen überstanden hat. Die Oberin heisst mich, neben ihr Platz zu nehmen. Diese Dame mit edlem Gesichtsausdruck mag etwas über sechzig Jahre alt sein. Nachdem sich alle gesetzt haben, erhebt sie sich und klingelt mit einer kleinen Glocke. Alle stehen auf. Ein Gebet steigt empor und nachher wird gemeinsam ein Lied gesungen.

Die Schwester stellt mich hierauf den Versammelten vor: «Es freut uns», sagt sie, «dass wir heute ein Kind Gottes aus Paris in unserer Mitte haben dürfen. Ich sprach mit ihm heute morgen und darf fröhlich bezeugen, dass auch er durch Gottes Macht und Gnade wiedergeboren wurde. Er ist unser Bruder in Christo, wie alle auf der ganzen Erde, die zu der Schar der Erlösten gehören. Wir heissen ihn herzlich willkommen. Sollte es unter seinen Lagerkameraden andere Brüder haben, welche allein sind in dieser Stadt, so werden sie hier stets Aufnahme finden. Willkommen Bruder!»

Nach der Mahlzeit spricht die Oberin das Dankgebet. Eine Schwester nähert sich mir und gibt mir ein kleines

Paket. «Das ist Ihr Weihnachtsgeschenk», fügt sie hinzu.

Bevor ich Abschied nehme, danke ich allen für ihre Güte und die liebevolle Aufnahme.

Im Lager angekommen, öffne ich das Geschenk und entdecke, dass einige Aniskuchen darin sind. Es sind seit einem Jahr die ersten Süßigkeiten, die ich genieße.

Ich freue mich über die Liebe dieser Schwestern, welche in aufopfernder Hingabe bemüht sind, Leben und Seelen zu retten. Gott sieht das Herz an und wird am jüngsten Tag so grosse Liebe belohnen, denn Jesus spricht: «Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt darum, dass er mein Jünger ist, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.»

Ich werde die Bethanienschwestern von Hamburg nie vergessen.

Gott greift ein!

Einige Zeit später werde ich beauftragt, einen Luftschutzraum zu erstellen, der für Parteimitglieder und besonders für die Familie des Oberregierungsrates Busse bestimmt ist. Dieser letztere vertritt die Stadt Hamburg in Berlin.

Herr Bartholomay, den ich schon einmal genannt habe, kümmert sich um den Verlauf der Arbeiten. Er setzt mich in Verbindung mit Herrn Busse, als dieser die Arbeiten besichtigt. Sofort sehe ich da eine wunderbare Gelegenheit, dieser so einflussreichen Persönlichkeit mein Vorhaben zu unterbreiten. Herr Bartholomay

legt ebenfalls meine Angelegenheit dar, worauf Herr Busse nach kurzem Bedenken bereit ist, sich für mich beim Reichsführer SS. einzusetzen.

Er verlangt verschiedene Auskünfte von mir und nimmt von meinen Akten Kenntnis. «Es wird wohl eines Tages eine Antwort kommen», erklärt er mir noch.

Welche Verbesserung meiner Lage! Bei der Heimkehr ins Lager ist mir, als hätte ich Flügel bekommen. Ohne Zeit zu verlieren, füge ich bei meiner Ankunft sofort einen grossen Strich an die Wand.

Erstaunt richten die Kameraden ihre Blicke auf mich. Sie fragen sich gewiss, was mir denn passiert sei.

In einigen Worten erkläre ich ihnen den Sachverhalt; aber sie sind ganz und gar nicht überzeugt und geben ihren Bedenken Ausdruck. «Mit allen deinen Gesuchen an diese Behörden wirst du nur Unannehmlichkeiten erleben», prophezeien sie mir.

Das Leben in Hamburg ist unterdessen unerträglich geworden. Die Bombardemente verdoppeln sich. Nachdem wir jeweils am Abend das magere Mahl verschlungen haben, fliehen wir in die Schutzräume. Während die Bomber Berlin angreifen, überfliegen sie bei der Rückkehr Hamburg und werfen ihren Bombenrest noch ab. Wir müssen sehr lange warten, bis das Lager wieder erreicht werden kann. Die Schutzräume bieten keinen sicheren Schutz. Die Bomben haben eine solche Wucht, dass ihnen nichts zu widerstehen vermag. Übrigens werfen die Alliierten gegenwärtig Bomben von zehn Tonnen ab.

Eines Tages befinde ich mich mit einigen Kameraden in einem kleinen Schutzraum. Das Bombardement hat kaum angefangen, als ich von einer grossen Angst gepackt werde, so dass ich nicht mehr länger in diesem

Raum bleiben kann. Ich meine eine Stimme zu hören, die mich ermahnt: «Bleibe nicht hier!»

«Wir sind in Gefahr, wer kommt mit mir hinaus?» rufe ich meinen Kameraden zu.

Nur zwei folgen mir und suchen Schutz in den Ruinen. Kaum haben wir uns auf den Boden niedergelegt (wenn die Bomben fallen, muss man auf den Rücken liegen und den Mund offen halten), als unser Schutzraum, den wir soeben verlassen haben, von zwei schweren Bomben getroffen wird. Sie explodieren mit fürchterlichem Tosen. Dann folgt ein Regen von Backsteinen, Balken und Eisenstücken. Ich schreie, aber meine Kameraden hören mich nicht. Wir sind fast ohnmächtig geworden infolge der Explosion und dem Luftdruck. Der Schutzraum hat nicht standgehalten und wir bergen nach dem Bombardement nur noch Leichname. Gott hat mich wieder bewahrt.

Am Abend lohnt es sich nicht mehr, die Kleider ausziehen, denn die Bomber und der schauerliche Ton der Sirenen überraschen uns gleichzeitig. Wir finden fast keine Ruhe mehr. Am Sonntag beginnen Alarm und Bombardierung schon am frühen Morgen.

An einem Samstagnachmittag werde ich mit zwölf meiner Kameraden geholt und ins Pressehaus geführt. Dieses ist von Bomben kleineren Kalibers getroffen worden.

Ein Staatsbeamter erwartet mich und zeigt mir die Arbeiten, die ausgeführt werden sollen. Er macht mich darauf aufmerksam, dass es sich hier um das Büro des Vertreters des Produktionsministers handelt. Dieser sei eine sehr wichtige Persönlichkeit mit sehr grossen Amtsbefugnissen. Ich könne mich einrichten, wie ich wolle, nur müsse die Instandstellungsarbeit morgen

Sonntag 20 Uhr vollständig beendet sein. Eine andere Arbeitsgruppe werde uns dann zu diesem Zeitpunkt ablösen, um die Inneneinrichtungen des Büros zu besorgen. Alles soll an seinem Platz sein. Diese Überraschung sei für ihren Chef bestimmt.

Wir machen uns sofort ans Werk und arbeiten den ganzen Samstagnachmittag, die ganze Nacht und am Sonntag bis 19 Uhr. Alles ist dann fertig. Das mit etwas Farbe gestrichene Büro erhält ein ziemlich muster-gültiges Aussehen. Nach einem letzten Besenstrich verlassen wir todmüde den Arbeitsplatz.

Am Montag morgen setzt die Polizei Herrn Bartholomay in Kenntnis, ich müsse mich bei der Dienststelle von Dr. Theilt einfinden, um wenn möglich seine Genehmigung für die Reise in die Schweiz zu erhalten. Oberregierungsrat Busse verlange dieses Papier, welches zudem noch von Gauleiter Kaufmann unterzeichnet werden müsse.

Herr Bartholomay gibt mir einen Empfehlungsbrief mit und schickt mich zu Dr. Theilt, dessen Büro sich im Pressehaus befindet. Ich eile sofort dorthin und suche mich in den unzähligen Gängen zurechtzufinden. Wie bin ich erstaunt, mich am gleichen Ort zu befinden, wo ich noch vor 18 Stunden gearbeitet habe. Auf der Türe, die ich selber eingesetzt habe, lese ich: Dr. Theilt. Auf mein Klopfen hin öffnet mir derselbe Staatsbeamte die Türe, der mir die Arbeiten zugewiesen hatte. Zuerst erkenne ich ihn nicht, denn er ist in Uniform. Er jedoch erkennt mich und fragt lächelnd: «Ah! Sind Sie es? Haben Sie etwas vergessen?»

Ich übergebe ihm den Empfehlungsbrief. Er heisst mich Platz nehmen, verschwindet ins grosse Büro und kommt sogleich wieder. Er lässt mich wissen, dass

Dr. Theilt gerade Herrn Bartholomay angerufen hat, um nähere Auskunft über mich zu erhalten.

Nach einigen Minuten führt man mich ins Büro. «Herr Doktor», sagt der Beamte, «hier ist der Mann, welcher die Wiederherstellungsarbeiten in Ihrem Büro ausgeführt hat.»

Der hohe Beamte winkt mir, näher zu kommen, streckt mir die Hand entgegen und dankt mir für die prompte und schnelle Arbeit.

Ich entdecke auf seinem Schreibtisch eine Menge Gegenstände, Pakete, Cognac- und Weinflaschen. Ich erfahre so, dass Dr. Theilt heute seinen Geburtstag hat. Die vielen hier versammelten Funktionäre sind gekommen, um ihm ihre Glückwünsche zu überbringen.

«Sie heissen also Dapozzo, nicht wahr?» Er spricht meinen Namen mit einem starken deutschen Akzent aus. «So, Sie wollen in die Schweiz, um ihre Familie zu besuchen. Natürlich werden Sie in die Schweiz gehen, wenn es nur von mir abhängt!»

«Schreiben Sie!» befiehlt er einem Bürofräulein. «Ich ermächtige Dapozzo Erino, sofort nach der Schweiz zu verreisen, um seine schwerkranke Frau zu besuchen.»

Ich erhebe Einspruch: «Sie ist nicht schwer krank!»

«Schweigen Sie!» antwortet mir Theilt energisch. «Ich habe Sie nichts gefragt und Sie haben nichts zu erklären. Ich stelle die Erklärung aus.»

Er unterschreibt die Ermächtigung und händigt sie mir in drei Exemplaren aus. Damit kehre ich zu Herrn Bartholomay zurück, welcher sie Gauleiter Kaufmann zur Unterschrift zustellt.

Nun gilt es zu warten. Oberregierungsrat Busse wird jetzt wohl Himmler in Berlin treffen. Aber wird sich dieser überzeugen lassen?

Die Wochen vergehen, nichts ändert sich. Jeden Abend betrachte ich die Wand. Nur Striche, ungefähr 150.

Ich erhalte einen Brief von meiner Frau, die mich inständig bittet, nach Schweden zu flüchten. Sie darf von der Lage nicht offen sprechen; aber ich lese zwischen den Zeilen, dass der Krieg sich uns nähert. Ich frage mich, wie dieser Brief durch die Zensur zu mir gelangt ist. Alle Bibelworte und Bibelstellen sind herausgeschnitten.

Ich bin der einzige unter Tausenden von Deportierten, welcher hie und da Nachrichten erhält. Die Deportierten anderer Lager kommen jeweils, um die «Nachrichten» zu vernehmen, denn meine Frau schreibt mir immer etwas vom befreiten Frankreich. Gerade in diesem Brief, den ich soeben erhalten habe, befindet sich eine Briefmarke von der neuen Republik von «De Gaulle». Welches Ereignis! Diese Briefmarke macht die Runde in allen Lagern. Jeder will dieses kleine Stück Papier sehen, welches vom befreiten Frankreich kommt.

Begegnung

Eines Abends benütze ich die Strassenbahnlinie, welche gegen die Alster führt, um in das Lager zurückzukehren. Gespenstergleich fahren die Tramwagen dieses Netzes Richtung Dammtor. Es scheint, als ob sie ein letztes Lebenszeichen in diese vielen Ruinen und Schutthaufen bringen möchten.

Im Wagen mir gegenüber sitzt ein Mann mittlerer Grösse und betrachtet mich aufmerksam. Es ist ein Bahnangestellter. Ich frage mich, warum sein gütiger Blick fortwährend auf mich gerichtet ist.

Plötzlich fängt er an zu sprechen und erkundigt sich nach meiner Staatszugehörigkeit.

«Ich denke, Sie sind Katholik?» fragt er weiter.

«Nein, ich bin evangelischer Christ», lautet meine Antwort.

Er scheint sehr interessiert zu sein.

«Evangelischer Christ?» fährt er weiter. «Bekehrt?»

«Ja, bekehrt», sage ich.

Aber er will noch mehr wissen und das Gespräch nimmt eine Wendung, die mir ausserordentlich gefällt.

«Wiedergeboren?» erkundigt er sich weiter.

«Ja, durch die Gnade Gottes und durch das Wort.»

Seine leuchtenden Augen zeugen von seiner Freude. Er drückt mir fest die Hand.

«Du bist aus Frankreich und ich bin Deutscher, aber wir gehören alle beide zu der gleichen Familie.» Ich bin sehr ergriffen von diesen brüderlichen Worten. Bevor wir am Ziel sind, schreibt er noch seine Adresse in mein Notizbuch.

«Besuche mich eines Abends», sagt er. «Uns Deutschen ist es zwar verboten, Fremde einzuladen, aber komm gleichwohl, es würde mir grosse Freude bereiten.»

Einige Tage nach dieser Begegnung entschliesse ich mich, diesen Bruder in Christo zu besuchen. Heimlich schleiche ich mich aus dem Lager, denn die Türen sind von 19 Uhr an geschlossen. Meine Schritte lenke ich nach dem in meinem Notizbuch angegebenen Orte. Dort angekommen, stelle ich mit Schmerzen fest, dass

einige Gebäude von Bomben getroffen worden sind. Die Wohnung des Bruders ist in einen Schutthaufen verwandelt.

Ich erkundige mich und vernehme, dass er ins Spital transportiert worden ist. Am nächsten Sonntag stelle ich ein Gesuch an den Polizeidienst und erhalte die Erlaubnis zu einem Besuch im Spital. Auf diese Weise finde ich den wieder, den ich suchte. Er liegt in einem schmalen weissen Bett. Sein Gesicht ist so bleich, dass ich Mühe habe, ihn wieder zu erkennen. Er jedoch hat mich sofort beim Eintreten in den Saal erkannt.

«Wie bin ich glücklich, dass du gekommen bist, lieber Bruder», lauten seine Worte.

«Komm näher», bittet er. Nachdem er mir die Hand gedrückt hat, erzählt er mir den Hergang:

«Ich bin schwer verletzt worden und im gleichen Bombardement habe ich meine Frau und meine Tochter verloren.» Ich weiss nicht, was ich ihm antworten soll. Gewiss, es gibt manchmal Schmerzen und Leiden, für die man keine Worte des Trostes findet.

Aber der Verwundete fährt weiter: «Siehst du, lieber Bruder, denen die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten. Wir dürfen alles aus Gottes Hand nehmen durch die Gnade.»

Der Anblick dieses Bruders in seiner Schwachheit und seinen schweren Verletzungen an Leib und Seele ist mir ein solches Zeugnis von Gottes Gnade, dass mir Tränen über die Wangen rinnen.

«Ich glaube», spricht er weiter, «dass ich bald Abschied nehme von dieser Erde. Aber ich werde droben in der himmlischen Heimat erwachen. Und auch du, lieber Bruder, wirst uns einmal dort antreffen, denn der Herr kommt bald.»

Ich bin sehr ergriffen. Wir trennen uns. «Auf Wiedersehn!» sagt er mit einem Lächeln.

Kurze Zeit nachher vernehme ich, dass er siegreich heimgegangen ist in die Herrlichkeit.

Auch er ein deutscher Bruder, einer von vielen! Nach dieser Begegnung scheinen mir die Worte des Apostels Paulus in 2. Kor. 5 noch viel lebendiger:

«Darum kennen wir von nun an niemanden nach dem Fleisch; und ob wir auch Christus gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr so.»

Eine frohe Botschaft

Einige Wochen vergehen. Eines Morgens lässt mich Herr Bartholomay wissen, ich solle mich bei der Polizei melden. Mein Visum sei angekommen, berichtet man mir. Polizeichef Nohr erwarte mich umgehend in seinem Büro.

Ich beeile mich, renne und singe, ganz ausser mir vor Freude. Im Polizeipräsidium angekommen, werde ich sofort in das Büro von Herrn Nohr geführt.

Dieser schon in einem gewissen Alter stehende Mann sitzt an seinem Schreibtisch und betrachtet mich aufmerksam. «Sind Sie Dapozzo?» fragt er mich.

Auf meine bejahende Antwort zieht er ein Aktenstück aus einer Schublade hervor.

Mein Herz schlägt heftig. Er steht auf und richtet sich erneut an mich:

«Wir verstehen nichts mehr in dieser Angelegenheit», sagt er und fügt weiter hinzu: «Sie sind Fremdarbeiter.

Sie kommen von Paris und Sie erhalten in diesem Zeitpunkt ein Visum, um Ihre Familie in der Schweiz zu besuchen! So etwas ist in Deutschland noch nie vorgekommen. Sicher sind Sie der einzige unter Millionen – zumindest unter 14 Millionen Deportierten, dem eine solche Gunst erwiesen wird. Was gäbe ich nicht dafür, dieses Vorrecht zu haben!» Hierauf erklärt er mir die ganze Tragweite.

Schliesslich reicht er mir das Aktenstück und spricht: «Lesen Sie bitte!»

Ich lese: «Genehmigt, Reichsführer SS. Himmler.»

Man stellt mir das Visum auf meinen Pass aus und wünscht mir gute Reise. Ich verlasse das Polizeipräsidium im Besitz meines Visums. Meine Freude ist so gross, dass ich jeden Vorübergehenden anhalten möchte, um ihm mein grosses Glück zu erzählen: «Sehen Sie einmal, ich habe ein Visum für die Schweiz, Gott hat mich erhört!»

Ich renne, um eiligst meine Kameraden zu treffen. Welches Ereignis! Jeder will sehen.

«C'est formidable!» (*Das ist gewaltig!*) sagen die einen.

«Phantastisch!» fügen die andern hinzu.

«Es ist ein Wunder!» bemerken einige!

Im Lager mache ich keinen Strich mehr an die Wand, sondern setze im Beisein aller Kameraden des Zimmers den Schlusspunkt. Unter diese lange Reihe von Strichen schreibe ich die folgenden Worte:

«Und Gott sprach: Es werde Licht!

Und es ward Licht.»

Friedrichsruh

Das Schweizerische Konsulat befindet sich in Friedrichsruh, dem Besitztum der Fürsten von Bismarck.

Während ich im kleinen Bahnhof von Friedrichsruh ankomme, wird gerade die Stadt Bremen heftig bombardiert. Die Bomben müssen grossen Kalibers sein, denn das kleine Gebäude erzittert infolge der Explosionen und wir befinden uns doch 80 Kilometer von Bremen entfernt.

Das schöne Schloss von Bismarck liegt versteckt in einem prächtigen Wald. In der Luft weht eine mächtige Fahne mit den schwedischen Farben.

An den Tischen im Schlossgarten sitzen plaudernd einige Gruppen von Männern und Frauen. Ihre Uniform interessiert mich besonders. Man erklärt mir, dass es sich um eine schwedische Delegation handelt.

Ein vornehm aussehender Offizier nähert sich dem Portal. Er scheint der Delegationsführer zu sein. Erst später erkannte ich diese Persönlichkeit, die ich jetzt am 13. März in Friedrichsruh sehe. Das Bildnis erscheint auf dem Einband des Buches «Das Ende». Es handelt sich um Graf Folke Bernadotte. Er versucht, hier mit Himmler zu verhandeln, um die Heim-schaffung der skandinavischen Gefangenen durch das Schwedische Rote Kreuz zu ermöglichen. Ich sehe auch einen Teil dieser schwedischen Gruppe, welche im oben angeführten Buche beschrieben ist.

Der Empfang im Schweizerischen Konsulat ist sehr höflich. Das Visum kann man mir jedoch nicht erteilen. Neue Schritte werden in Bern unternommen und man muss das Ergebnis abwarten. Warten! Ich hatte schon

meine «sieben Sachen» gepackt und glaubte, am nächsten Tag verreisen zu können.

Ich kehre nach Hamburg zurück. In Billwärder-Morfleht werde ich von einem Bombardement überrascht. Es ist das hundertfünfzehnte seit meinem Aufenthalt in Deutschland.

Mein Gesuch befindet sich auf dem Wege nach der Schweiz. Ob es wohl ankommen wird? Die Eisenbahnzüge werden beständig von alliierten Fliegern angegriffen und oft erreicht die Post gar nicht ihren Bestimmungsort.

Wochen vergehen. Endlich erhalte ich die Aufforderung, mein Schweizervisum in Friedrichsruh abzuholen.

Sechs Monate sind jetzt verstrichen, seit ich begonnen hatte, die nötigen Schritte zu unternehmen.

Meine Freude ist so gross, dass ich kaum schlafen kann. Ich werde nach Belp verreisen und meine Frau und meine Kinder wiedersehen!

Am 24. März befinde ich mich früh in Friedrichsruh. Beim Betreten der Räumlichkeiten begrüsst mich der Schweizerkonsul, Herr Zehnder, mit einem Lächeln. Doch wer hätte gedacht, dass dieser so hochgeschätzte Mann einige Tage später bei einem Bombardement samt seiner Frau das Leben verlieren werde.

Endlich wird mir das Visum ausgehändigt. Alles ist in Ordnung. Alles ist bereit. Wie bin ich so glücklich! Bei meinem Gang durch den Wald knie ich nieder und öffne meinen Pass. Ich weiss, dass dieses Büchlein jetzt ein Dokument von unschätzbarem Wert darstellt. Gewisse Leute gäben Millionen, um ein solches Schriftstück zu erhalten.

Freudentränen benetzen meine Wangen, während ich in diesem Wald meine Knie beuge.

Ich betrachte jetzt die ganze Tragweite der Durchhilfe des Herrn:

1943: Durch ein deutsches Militärgericht zum Tode verurteilt. Begnadigt und in ein Lager im Saargebiet geschickt.

Weihnachten 1943: Erlaubnis zum Besuch der Familie in Paris. Fluchtversuch in die Schweiz. Verhaftung. Erneute Deportation nach Deutschland.

1945: Deutsches Visum – schweizerisches Visum.

Ja ich weine vor Freude. Endlich werde ich meine Geliebten wiedersehen. Sie werden sich verändert haben, die Kleinen! Werden sie mich wohl wiedererkennen?

In Hamburg angekommen, suche ich sofort den Billettschalter auf und verlange eine Fahrkarte Hamburg-Thun. Der Beamte der internationalen Linien ist ganz verblüfft. Er prüft meinen Pass, erkundigt sich und kommt zu mir zurück.

«Sie haben wirklich Glück!» erwidert er mir seufzend. «Aber ich bin gezwungen, Ihnen Hin- und Rückfahrt auszustellen; laut Ihrem Pass müssen Sie in einem Monat nach Hamburg zurückkehren. Sie haben 30 Tage Urlaub.»

Ich verabschiede mich von Herrn Bartholomay und seiner Frau, welche so nett waren gegenüber mir und allen Deportierten meines Lagers. Ist es nicht Gott selber, der sich dieses Mannes bedient hat, um mir die nötige Unterstützung angedeihen zu lassen bei meinem Vorhaben, ein Visum zu erhalten? Sie sind beide sehr gerührt.

«Vergessen Sie uns nicht», so lauten ihre Worte. «Wir werden schwierige Zeiten durchmachen müssen. Unser Land wird besetzt werden. Wenn wir am Leben bleiben, können wir uns vielleicht eines Tages wiedersehen.»

Samstagabend, 24. März. Letzte Flucht in die Luftschutzkeller. Ich nehme Abschied von den Personen, welche mich kennen.

«Komm schnell wieder, Onkel!» rufen die Kinder mir zu. Sie wollen mich alle miteinander umarmen.

Sonntag, 25. März. Beim Abschied von meinen Leidensgenossen kann ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten.

Wir machen uns auf den Weg zum Bahnhof. Ich sage «wir», denn einige meiner Kameraden begleiten mich. Jetzt kommt der Moment, da wir voneinander Abschied nehmen. Wir umarmen uns alle.

Mein lieber Kamerad Baranzelli, welcher innig mit den Seinen verbunden war und sie so sehr liebte, war mein bester Freund während all den Kämpfen und Schwierigkeiten. Wir haben beide die Augen voll Tränen.

«Auf Wiedersehen! lieber Baranzelli, lieber Kamerad!»

Einige Tage später findet er bei einem Bombardement den Tod; etwa hundert Meter von unserem Lager entfernt.

Die Heimreise

Mein Zug setzt sich in Bewegung Richtung Berlin, denn die Verbindungen über Würzburg sind unterbrochen. Die Linien sind zerstört.

Die gefährvolle Reise nimmt ihren Anfang. Jeden Augenblick hält der Zug an. Die alliierten Flieger greifen die Verbindungen an und setzen die Züge und Eisenbahnlinien unter Maschinengewehrfeuer. Man muss die Wagen verlassen und im Felde Schutz suchen. Die Flieger bombardieren die Lokomotive und suchen sie unbrauchbar zu machen.

In Wittenberg steht unser Zug unmittelbar vor der Abfahrt, als die Sirenen heulen. Bomber erscheinen sogleich. Ich zähle etwa 200. Bestürzung herrscht im Eisenbahnzug. Befehle werden herausgegeben. Verboten, die Plätze zu verlassen! Die Luftschutzkeller des Bahnhofes sind schon voll. Es gibt keinen Platz mehr. Die Flugzeuge sind gerade über unseren Köpfen. Werden sie angreifen? Wenn dies der Fall ist, sind wir alle verloren. Jedermann blickt nach oben, wo in 1000 Meter Höhe die Bomber vorüberfliegen. Todesangst zeigt sich auf jedem Gesicht. Kein einziger deutscher Apparat ist sichtbar. Entrüstete Soldaten schreien: «Göring, wo bist du?»

Endlich sind sie vorüber, ohne Bomben abzuwerfen. Es erweckt einen seltsamen Eindruck, wenn die Bombenflugzeuge mit ihrer Last so nahe vorbeidonnern.

Der Zug setzt seine Fahrt fort und wir kommen mit vier Stunden Verspätung in Berlin an.

Im Anhalter Bahnhof muss ich neunzehn Stunden warten bis zur Weiterreise. Um 17 Uhr ist der Zug schon vollbeladen mit Flüchtlingen, und ich habe Mühe, im Korridor einen Platz zu finden.

In der Ferne hört man Kanonendonner. «Das sind die Russen», erklärt ein Reisender. Während der Zug Richtung Leipzig abrollt, ertönen die Alarmsirenen. Unser Zug fährt bei Nacht. Alle Lichter sind gelöscht.

Kaum haben wir die Stadt verlassen, beobachten wir von unseren Wagen aus die Bombardierung von Berlin. Zum letzten Mal bietet sich meinen Augen ein solcher Anblick.

Die ganze Nacht stehen wir im Zug. Die Leute fürchten sich, tags zu reisen, da in dieser Gegend die Eisenbahnzüge mit Maschinengewehrfeuer beschossen werden.

Nachdem wir Leipzig passiert haben, kommen wir in Jena an. Inzwischen ist es wieder Tag geworden. Viele Male noch müssen wir uns in die Wälder flüchten, die das Bahngleise säumen. Wenn der Zug anhält, steigen zuerst die Frauen und Kinder aus. Es gilt, so rasch wie möglich die Flucht zu ergreifen und sich in Sicherheit zu bringen. Wir Männer sind stets mit Kindern beladen, manchmal eines auf den Schultern und zwei an den Händen.

Endlich komme ich wohlbehalten in Augsburg an. Der Bahnhof bietet einen trostlosen Anblick. Er wurde am Tage vorher bombardiert. Wagen und Lokomotiven liegen zerstört auf den Gleisen. Ich sehe einen Rotkreuzzug, welcher vollständig in Trümmern liegt. «Er transportierte nur arme Verwundete», erklärt ein Bahnbeamter.

Grausamer, mörderischer Krieg!

In Kempten (Bayern) finde ich keinen Zug mehr, um meine Reise fortzusetzen. Die Linien sind alle zerstört worden.

Ich wende mich an einen Lastwagenführer: «Wo fahren Sie hin?» frage ich ihn.

«Nach Lindau am Bodensee.» - Bodensee! Welch hoffnungsvoller Name!

«Können Sie mich mitnehmen?», erkundigte ich mich weiter.

«Nichts zu machen, Sie sind Fremder.»

Natürlich hat er mich sofort als solchen erkannt, trage ich doch eine französische Armeejacke und italienische Militärhosen. Ein merkwürdiger Gegensatz! Der Mann scheint allerdings gar nicht abgeneigt zu sein, ein Geschäftchen zu machen. Das Leben ist schwierig geworden in Deutschland und mit einem Geschenk kann man erreichen, was man sich wünscht.

Ich ziehe aus meiner Tasche ein halbes Pfund Kaffee hervor. Während meines Aufenthaltes in Hamburg haben mir Gläubige aus der Schweiz durch Vermittlung einer Zürcher Firma ein Liebesgabenpaket gesandt. Man zahlt jetzt 2000 Reichsmark für ein Kilo Kaffee.

«Hier ein halbes Pfund Kaffee», sage ich zum Lastwagenfahrer.

«Zeigen Sie mal», erwidert er und prüft den Inhalt.

«Gut so, steigen Sie ein!» fügt er hinzu und steckt den Inhalt mit sichtlicher Genugtuung ein. Eine Stunde später verlassen wir Kempten bei Nacht. Endlich kann ich mich ein wenig ausruhen. Neben dem Lastwagenfahrer falle ich in einen tiefen Schlaf. Seit meiner Abfahrt in Berlin bin ich während 28 Stunden im Korridor des Eisenbahnwagens gestanden.

Im Morgengrauen erreichen wir Lindau, und ich verlasse den Lastwagen. Langsam wird es Tag und in der Ferne erscheinen die Berge und Ufer der Schweiz.

Ich knie nieder angesichts dieses Anblicks und danke dem Herrn für die grosse Befreiung. Ich weine vor Freude, denn vor mir breitet sich das Land der Freiheit aus.

Ich fahre nach Bregenz, wo sich die deutsche Kontrolle befindet. Viele Flüchtlinge sind hier und haben kein Obdach. Der Bahnhof ist überfüllt. Man bemerkt hohe Persönlichkeiten mit Koffern.

Alle wollen in die Schweiz. Jedoch nur diejenigen, welche im Besitz eines Visums sind, werden durchgelassen, denn die Kontrolle ist sehr streng.

Nur drei Personen erhalten die polizeiliche Erlaubnis zum Übertritt in die Schweiz, ein Schweizer, seine Frau und ich. Man schliesst uns in einen Eisenbahnwagen ein, während uns sechs Polizeiinspektoren begleiten. Wirklich merkwürdig, ein einziger Wagen von einer Lokomotive gezogen. Wir kommen in St. Margrethen an. Deutsche Kontrolle, dann folgt die schweizerische. Die schweizerischen Beamten erscheinen mir höflich und freundlich. Endlich auf helvetischem Gebiet. Ich mache einige Schritte auf diesem Boden der Freiheit. Wie viele Gedanken schwirren mir durch den Kopf. Ist es möglich, dass ich dieses ersehnte Land betreten habe? Ich bücke mich und nehme eine Handvoll Erde. «Diese Erde ist diejenige der Schweiz», sage ich mir.

Ich drehe mich nochmals um und richte meinen Blick nach Deutschland, welches ich soeben verlassen habe. Dies Land, das mir so unendlich traurige Erinnerungen hinterlässt.

Meine Gedanken weilen bei den Kameraden, die zurückgeblieben sind.

In der Ferne hört man Kanonendonner. «Man kämpft im Elsass», erklärt mir ein Herr.

Die Welt wird endlich von diesem furchtbaren Völkerringen loskommen. Deutschland selbst und die so zahlreichen wahren Christen in diesem Land werden bald befreit sein vom schweren eisernen Joch der Nazi-herrschaft.

Der Schnellzug nach Bern rollt nach kurzem Aufenthalt im Bahnhof ab.

Jetzt fahre ich in der Schweiz. Die Wagen sind sauber und die Scheiben ganz. Ein Gefühl der Sicherheit und des Wohlseins steigt auf, alles ist neu für mich. Ich betrachte meine Reisegefährten. Sie sind ruhig und ihre Gesichter zeigen keine Spur von Nervosität. Die Wagen sind sogar beleuchtet und die Verdunkelungsstoren nicht einmal heruntergezogen. Ich fühle mich wie ein Träumender.

Einige Personen beginnen mit mir zu sprechen. Ihre Neugierde und mein etwas lächerliches Gewand haben sie dazu veranlasst. Man fragt ununterbrochen, was sich «draussen» abspiele. Ich habe Gelegenheit, Zeugnis abzulegen von der Güte Gottes gegen mich. Ich spreche von meinem Visum und zeige ihnen meinen Pass.

«Wissen Sie, warum ich dieses unschätzbar wertvolle Dokument erhalten habe? - Es wurde mir gegeben, weil Gläubige, das heisst wahre Kinder Gottes, darunter meine Frau, für mich gebetet haben.»

Um 20.30 Uhr kommen wir in Bern an. Die Mitreisenden vom Wagenabteil führen mich mit sich ins Bahnhofbuffet.

Sie bestellen für mich belegte Brötchen und Milchkaffee. Eine Person, die ebenfalls mit mir reiste, spricht von mir mit ihren Tischnachbarn. Man drückt mir die Hand. Ich betrachte diese Leute, welche ruhig essen und normal ihrer Tätigkeit nachgehen.

Speisen, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe, erblicke ich auf den Tischen. Ist es möglich, dass inmitten von Entbehrung und Leiden hier ein solcher Überfluss herrscht?

Ein Herr gegenüber macht mich auf die baldige Zugabfahrt nach Belp aufmerksam. Ein Mädchen bringt mir noch ein Päckchen Schokolade, bevor ich den Saal verlasse.

«Für Ihre Kleinen», fügt sie hinzu.

Der Zug führt mich nach Belp, wo ich um 22 Uhr ankomme. Ich befinde mich vor dem kleinen Bahnhof und sehe den Zug im Dunkel verschwinden. Jetzt habe ich mein Ziel erreicht.

Nicht weit von der Station entfernt steht das Haus, wo die Meinen wohnen.

Von neuem schlägt mein Herz heftig. Wird sich meine Frau wohl schon zur Ruhe gelegt haben?

Im Esszimmer brennt das Licht. Ganz sachte, jedes Geräusch vermeidend, steige ich die Treppe hinauf. Vor dem Fenster angelangt, bemerke ich im erhellten Zimmer eine einzige Person.

Ja, es ist sie, meine liebe Frau! Ich finde, dass sie sich ziemlich verändert hat. Wie muss sie gelitten haben!

Sie hat mich nicht gesehen. Sie strickt gerade an einem wollenen Pullover. Ihr Gesicht ist sehr beunruhigt; denn sie hört eben die neuesten Nachrichten von der Schlacht um Deutschland.

Ich klopfe ein wenig an das Fenster. Sie schaut traurig nach dem Ort, wo das Klopfen herkommt, gibt sich jedoch nicht Rechenschaft darüber, weil sie mich nicht sehen kann.

Ich klopfe ein zweites Mal, ein drittes Mal und dann etwas heftiger. Endlich bemerkt sie, dass jemand am Fenster steht. Sie nähert sich und fragt in etwas ängstlichem Tone: «Wer ist da?» Doch ich brauche nicht zu antworten, denn sie hat mich sogleich erkannt.

«Du bist es! Welch ein Wiedersehen.» Sie geht durch das Zimmer, löscht das Licht aus, zündet es wieder an, löscht es wieder aus und zündet es noch einmal an. Ich habe den Eindruck, dass sie durch die Ereignisse den Kopf verloren hat und nicht weiss, was sie tun soll.

Sie will mir die Türe öffnen. Aber in der Aufregung kann sie den Schlüssel nicht mehr drehen und dieser will nicht gehorchen. Endlich steht sie vor mir. Wir fallen uns in die Arme. Keines von uns bringt ein Wort über die Lippen. Dann kommen die Kleinen an die Reihe. Ja wirklich, die Freude ist gross.

Schlusswort

Warum alle diese vergangenen Leiden? Für ein Gotteskind ist es nicht gut, rückwärts zu schauen und sich zu beklagen. Es soll im Gegenteil nach dem wunderbaren Licht des Evangeliums blicken und auf die Verheissungen des Wortes Gottes trauen. *«Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.»*

Um glücklich zu sein, ist es wichtig, die Gefühle und die «Warum» beiseite zu lassen. Gott macht keine Fehler. Ich danke ihm für diese Wege der Prüfung; denn ich konnte den armen Seelen, mit denen ich in Berührung kam, von meinem Heiland erzählen.

Dem, der uns geliebt und gewaschen hat von unseren Sünden, dem sei Ruhm, Ehre und Macht.

Die Wege des Herrn sind wundervoll. Er sorgt für die Seinen. In der Trübsal wird das Kind Gottes getröstet. Es blickt auf Jesus. Die auf ihn sehen, werden erquickt. Die Kinder Gottes wissen, dass ihrer die Belohnung wartet. Ihr Leben hängt nicht ab von Umständen, Schwierigkeiten, Kriegen und Kriegsfolgen, oder vom guten oder schlechten Ruf.

Die Gewissheit, dass die Sünden vergeben sind und dass der Name im Lebensbuch steht, macht das Kind Gottes glücklich. Diese Gewissheit allein gibt der Seele den wahren Frieden.

Wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch Vernunftlehren und falsche religiöse Empfindungen. Lasst uns auch nicht auf eine falsche Sicherheit oder auf unsere Selbstgerechtigkeit abstellen. Die Bibel, das Wort Gottes, sollen wir öffnen und glauben was darin geschrieben steht. *«Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.»* Und weiter: *«Ohne Heiligung wird niemand den Herrn sehen.»* Stellen wir uns doch einmal die Frage: Bin ich wiedergeboren? Bin ich geheiligt?

Wenn wir dies nicht persönlich erlebt haben, werden wir das Reich Gottes nicht ererben, sondern wir befinden uns auf dem Wege zur Verdammnis.

Von heute an, gerade in diesem Augenblick, lasst uns dem Worte Gottes glauben und vertrauen. Lösen wir uns von einer Scheinreligion, die uns bis jetzt nicht befreien konnte von den Ketten der Sünde und die den Hunger der Seele nicht zu stillen vermag.

Blicken wir auf Jesus, welcher den Sieg errungen und uns die Erlösung gebracht hat, wie es auch geschrieben steht im Wort Gottes: *«Wen der Sohn Gottes freimacht, der ist recht frei.»* Und weiter: *«An welchem wir haben die Erlösung durch Sein Blut, die Vergebung der Sünden.»*

Dieser Glaube allein hat mich gestärkt während der Leidenszeit in Deutschland. Diese Gewissheit der Sündenvergebung gehört zum Grundstein meiner Erfahrungen als deportierter Christ. Sie war meine Freude, meine Kraft und mein Trost.

Frage dich ebenfalls, lieber Leser. Und so wie du bist, komme zu Jesus, dem Erretter. Bringe Ihm deine Sündenlast, welche dich bedrückt und glaube dann von ganzem Herzen der Erlösung, die am Kreuz auf Golgatha geschehen ist. Glaube, dass das Blut Jesu Christi uns von aller Sünde rein macht. Dann wirst auch du ein Siegesleben führen können.

*



Erino Dapozzo

Hamburg 1944–45

Glaubenserfahrungen eines Deportierten

1943: Durch ein deutsches Militärgericht zum Tode verurteilt. Begnadigt und in ein Lager im Saargebiet geschickt. Weihnachten 1943: Erlaubnis zum Besuch der Familie in Paris. Fluchtversuch in die Schweiz. Verhaftung. Erneute Deportation nach Deutschland, von der in diesem Büchlein berichtet wird. 1945, noch vor Kriegsende: Wunderbare Freilassung.

Hinter diesen Daten und Fakten stehen dramatische Erlebnisse. Dennoch kennzeichnen Freimut und Gottvertrauen das Leben von Erino Dapozzo, auch im Arbeitslager. Die Freilassung auf höchsten Befehl des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, sieht der Autor als gnädiges Eingreifen Gottes, des Allerhöchsten.

Sein Wunsch und Gebet war, mit diesem Zeugnis jeden Leser zu ermutigen, ganz dem Herrn zu vertrauen, der selbst die tiefsten Seufzer des Herzens hört.